

Tages Woche

Freitag 13.11.2015 6. Jahrgang

www.tageswoche.ch

Nr. Gerbergasse 30

4001 Basel
T 061 561 61 80

5.-



Flüchtlinge

Familien und Kinder
benötigen besondere
Hilfe. Die können
wir leisten.

Seite
6



WILLKOMMEN IN BASEL

ANZEIGE



Cy Twombly

Malerei & Skulptur

12.09.2015 – 13.03.2016

Freier Eintritt ermöglicht durch den
«Fonds für künstlerische Aktivitäten
im Museum für Gegenwartskunst der
Emanuel Hoffmann-Stiftung und der
Christoph Merian Stiftung»

museum für gegenwartskunst
kunstmuseum basel

Der starke Partner für Ihre Medienplanung

Für Sie machen wir Druck im Print

Geben Sie ihre Medienplanung in beste Hände. Profitieren Sie von unseren Angeboten in der TagesWoche, barfi.ch und allen weiteren Print und Online Produkten in Ihrer Region. Die grösste Anzeigenvermittlerin der Nordwestschweiz berät Sie gerne. Telefonisch unter 061 366 10 00 oder persönlich in unseren Büros an der Güterstrasse 145 in Basel.

INHALT

Scott Smith

FOTO: NILS FISCH



«Toleranz für unangenehme Fragen entwickeln.» Zukunftsforscher Scott Smith behält auch die ungewollten Konsequenzen des Fortschritts im Auge.

Seite
28

Marc Janko

FOTO: IMAGO



Der FCB-Stürmer über seine Rolle im österreichischen Nationalteam.

Seite
36

Bob Dylan

FOTO: KEYSTONE



Dylan und seine Basler Konzerte: Erinnerungen von Martin Schäfer.

Seite
40

Georg Kreis

Der Armeechef findet, der Zivildienst werde zu attraktiv gemacht. Dabei ist es die Armee selbst, die ihre Soldaten aus den Kasernen in Heime und Schulen treibt.

Seite
26

Vincent Ruiz	S. 4
Bestattungen	S. 20
Kulturflash	S. 39
Sie, er, es	S. 43
Impressum	S. 43
Kultwerk	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Zeitmaschine	S. 46



Andreas Schwald
Chefredaktor a. i.

Die grosse humanitäre Aufgabe unserer Zeit

Da kommen sie also über die Grenzen, und ihre Zahl soll die Prognose deutlich übertreffen. Mit 29 000 Asylsuchenden rechnete der Bund ursprünglich für 2015, kürzlich korrigierte er die Zahl auf 34 000, und es sollen noch mehr werden.

Gemäss «Basler Zeitung» rechnet das Staatssekretariat für Migration (SEM) allein im November mit bis zu 10 000 Menschen, die Zuflucht in der Schweiz suchen. Und selbst wenn das SEM die Zahl bereits wieder relativiert hat, bleibt die Tatsache, dass **jeden Monat Tausende von Schutzsuchenden in die Schweiz ziehen.**

Die kantonalen Polizeidirektoren liebäugeln bereits mit einem Notregime des Bundes, das unter anderem das Asylrecht einschränken kann. Sie beurteilen die Lage als angespannt, die Zahl der Unterkünfte wird knapp.

So stehen wir im Brennpunkt der Zuwanderung nach Europa. Sich dageganzustellen ist sinnlos; die Migration findet statt. Stellen wir uns also besser der Tatsache, dass die Menschen kommen, und viel wichtiger noch: schon hier sind. Es ist die Herausforderung an unsere Zivilgesellschaft, sie aufzunehmen.

Man muss nicht jeden Fluchtgrund verstehen. Aber man muss die Menschen, die hier sind, akzeptieren – ob sie bleiben wollen oder weiterziehen. Das ist keine staatspolitische Aufgabe; es ist **die grosse humanitäre Aufgabe unserer Zeit.**

Wir lernen einmal mehr, dass die Grenzen eines Nationalstaats nicht die Grenzen der Welt sind. Entscheiden wir uns also, ob wir es auf die harte Tour lernen wollen, in einem Klima aus Angst, Zurückhaltung, Repression. Oder ob wir uns als Bürger einer Welt sehen, in der wir Verantwortung für andere Menschen wahrnehmen – mit Akzeptanz und Integration. Denn Sicherheit und Stabilität gibt es nur auf dem zweiten Weg. Und zwar für beide Seiten.

tageswoche.ch/+jdbs8

×

Weiterlesen, S. 6



Wir können ihm eine Perspektive bieten, tageswoche.ch/+m3pze

Weiterlesen, S. 14



Der Kapitän der Flüchtlinge, tageswoche.ch/+2vqpe

Vincent Ruiz

von Matthias Oppliger

Der junge Musiker Vincent Ruiz hat vor sechs Jahren zum ersten Mal ein Instrument gespielt. Seither geht es steil aufwärts.

Vincent Ruiz ist besessen. «Es gibt kaum einen Moment, in dem ich nicht an Musik denke. Manchmal wache ich nachts auf und muss mir eine Platte anhören, weil mich ein Stück beschäftigt.» Sollte Ruiz diese Nacht nicht gerade irgendwo auf Tournee verbringen, dann wacht er in einem kleinen Zimmer in einer WG im Kleinbasel auf, das neben Schallplatten, CDs, Notenblättern und elektronischem Equipment nur knapp Platz bietet für eine Matratze am Boden.

Seit sechs Jahren spielt der 24-Jährige sein Instrument, den Kontrabass. In dieser kurzen Zeit hat er Beachtliches erreicht. Mit dem Minimal-Jazz-Trio Plaistow tourt er seit drei Jahren durch die Welt. Unter anderem am Jazzfestival in Montreux und in Japan hat Ruiz sein Instrument bereits auf Bühnen gehievt. Soeben hat er seinen Bachelor an der Musikakademie in Basel abgeschlossen, und bald beginnt er eine Masterclass in Kopenhagen, wo er Komposition studieren will.

Nur der Bass war noch übrig

Den Studienplatz im Ausland verdankt er ebenfalls seiner Musik. Er konnte mit seinem Potenzial die Jury der Fondation Leenaards in Lausanne überzeugen, deren Stipendium ermöglicht ihm nun den Aufenthalt im Norden.

Ruiz ist in seinem Elternhaus nie mit Musik in Kontakt gekommen, bis ihn mit 18 jemand überredete, sich für einen Workshop anzumelden. Das einzige Instrument das dann noch zur Verfügung stand, war eine Bassgitarre. Na gut, dachte er sich und legte los. Von diesem Moment an, gab es nichts anderes mehr im Leben des jungen Künstlers. Den späten Einstieg machte Ruiz wett, indem er sich voll und ganz der Musik verschrieb.

Plaistow bilden auf der Bühne ein Dreieck. Die Stücke sind von epischer Länge und dabei reduziert arrangiert, zuweilen klingen sie düster. Das Klavier bildet das Rückgrat, das Schlagzeug die Muskelmasse und der Bass hält alles zusammen, mehr gefühlt als gehört.

«Unsere Musik ist aufgebaut wie Techno, doch alles ist instrumental», sagt Ruiz. Die Repetition per Handarbeit verstärkt jede noch so subtile Veränderung. Wer sich auf



Konzentration und Körperbeherrschung: Manchmal muss Vincent Ruiz für seine Musik leiden.

FOTO: NILS FISCH

diesen Ansatz einlässt, kann sich weit forttragen lassen.

Dieser Stil verlangt von den Musikern höchste Konzentration und Körperbeherrschung. «Manchmal leiden wir richtig, wenn wir über mehrere Minuten den gleichen Takt wiederholen», sagt Ruiz. Dass sich die Musik in den Gesichtern der Bandmitglieder lebhaft widerspiegelt, lässt die Plaistowschen Klänge noch dramatischer wirken.

Erholung sucht Ruiz – in einem anderen musikalischen Projekt. Mehr scherzhaft hat er sich als Soloprojekt ein Alter Ego aufgebaut. Unter dem Namen Yung Veerp produziert er elektronische Musik, das ganze Equipment dazu hat er in seinem Schlafzimmer aufgestellt. Eine ganze Reihe Synthesizer und Drum Machines stehen dort.

Seine Aufnahmen überspielt er mit einem Kassettenrekorder des legendären Schweizer Herstellers Revox, «damit es nicht so sauber klingt».

Mit dem Spassprojekt nach Paris

Aus dem Scherz wurde Ernst, als Ruiz aka Yung Veerp für die diesjährige Red Bull Music Academy (RBMA) in Paris ausgewählt wurde. Die RBMA ist eine Förderplattform für Musikerinnen und Musiker vornehmlich aus dem elektronischen Bereich. Die Plätze sind begehrt, aus vielen Hundert Bewerbern werden jährlich rund 60 ausgewählt. Nun darf Ruiz während zwei Wochen in Paris an Workshops und Studio Sessions teilnehmen, Vorlesungen besuchen und – besonders wichtig – viele Kontakte knüpfen.

Doch bevor Ruiz den Zug in die französische Hauptstadt besteigt, stehen Konzerte mit Plaistow auf dem Programm. Eben erst aus New York zurückgekehrt, führt ihn sein Weg als Nächstes nach Berlin. Gleichzeitig erscheinen dieser Tage seine ersten beiden Solotracks auf Platte. Und dann hat er auch noch ein Video auf Lager, das ebenfalls demnächst veröffentlicht wird.

Zum Schluss des Gesprächs soll Ruiz noch für ein Foto posieren, zusammen mit seinem Kontrabass. Er packt das mächtige Instrument aus und stellt sich aus Platzgründen ins Treppenhaus. Wie von selbst finden seine Finger die Saiten und während die Kamera klickt, hält der Bass durch die zugigen Gänge des Kleinbasler Altbaus. Reduziert und präzise.

tageswoche.ch/+0w6uy

×

Viele Flüchtlinge haben einen Platz in der Gesellschaft gefunden. Doch noch immer machen wir ihnen das viel zu schwer.

WIR KÖNNEN IHM EINE PERSPEKTIVE BIETEN

Von Amir Mustedanagić

Es herrschen Krieg, Elend und Zerstörung. Die Menschen fliehen, suchen Schutz in Europa. Deutschland, Österreich, Schweden und Schweiz heissen ihre Zufluchtsorte. Die heimische Politik warnt, die Verunsicherung in der Bevölkerung wächst.

November 2015? Nein, das war 1992.

Die Schweiz erlebte bereits vor über 20 Jahren einen ähnlich Anstieg der Asylzahlen wie heute. Der Jugoslawienkrieg ver-

trieb über zwei Millionen Menschen aus ihrer Heimat, und SVP-Bundesrat Adolf Ogi fragte rhetorisch:

«Diese Leute, die sich die Köpfe zerschlagen, das Land kaputt machen, kommen hierher, und wir sollen das nachher finanziell wieder aufbauen?»

Entsprechend war die Stimmung in der Schweiz. Ein Teil der Bevölkerung fürchtete sich vor einer «Überfremdung», ein Teil vor einer «Balkanisierung», ein Teil vor

dem Verlust der eigenen Identität – und einem grossen Teil war es einfach egal.

Die Stimmung gegenüber den Menschen aus dem Balkan kippte schliesslich. Die Flüchtlinge wie auch die Saisoniers – die auf den Baustellen des Landes als fleissige Arbeiter ohne grosse Ansprüche galten – wurden zu «Jugos». Oder ehrlicher: zu «Drecksjugos». Die Schweiz hatte nach «dem Italiener», «dem Türken» und «dem Tamilen» ein neues Feindbild.



Endlich in Sicherheit, endlich ein bisschen Spass: ein Flüchtlingsjunge an der Basler Herbstmesse.

FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

Heute stehen die Jugos hinter den Bank-schaltern im Baselbiet, tippen Waren an den Kassen in Genf, reparieren unsere Autos in der Waadt, entwerfen Einfamilienhäuser in Obwalden oder vertreten Angeklagte vor Gericht in St. Gallen. Sie sind ein Teil dieser Willensnation geworden. Finanzieren sie mit ihren Steuern, üben ihre Verteidigung in der Armee, schiessen für sie Tore an Weltmeisterschaften.

Statt Heime und Unterkünfte zu erneuern, werden 2015 erneut Hürden gezimmert für Menschen, die Schutz suchen in diesem Land.

Viele haben es trotz Vorurteilen, Hürden und traumatischen Erlebnissen eines Krieges geschafft: Sie setzten sich durch dank Fleiss, Mangel an Fachkräften in der Schweiz und manchmal durch Zufall. Ein Teil ist aber gescheitert, er hatte Probleme, machte Probleme und lieferte Schlagzeilen. Nicht weil diese Leute nicht Teil dieser Willensnation werden wollten, sondern weil sie sich trotz ihres Willens nicht hineinkämpfen konnten.

Der Jugo als Teil der Willensnation

Was hat die Schweiz daraus gelernt?

Sicherlich nicht, dass gerade die Flüchtlingskinder von heute in Zukunft entweder ein Problem sind oder eine Stütze der Gesellschaft. Wir haben die Befürchtungen von damals, die sich nicht bewahrheitet haben, nicht vergraben, sondern lassen sie von Parteien und Politikern umschreiben: Von der «Balkanisierung» zur «Islamisierung»; von der «Überfremdung» zu «Parallelgesellschaften». Waren es gestern noch die «Jugos», sind es heute die «Asylanten» im Allgemeinen.

Noch immer kämpft die SVP – selbsterklärt als einzige Partei im Land natürlich! – für «die wahre Identität» der Schweiz. Sie vergisst dabei allerdings die Geschichte dieses Landes.

Die Schweiz als Willensnation. Als Zusammenschluss jener, die damals wie heute als Gemeinschaft ein besseres Leben sehen. Ein Zusammenschluss jener, die vereint ermöglichen wollen, dass der Bergbauer im Wallis genauso wie der Logistiker im Aargau und der Chemiker in Basel-Stadt sein Leben leben kann. Und das eben besser, als es alleine ginge.

Und viele jener Flüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien, die dieses Land einst in Angst und Schrecken versetzten, indem sie Schutz in der Schweiz suchten: Sie bilden heute einen vollwertigen Teil dieser Gesellschaft.

Doch auch 2015 werden keine Heime und Unterkünfte erneuert, sondern erneut Hürden gezimmert für Menschen, die

Schutz in diesem Land suchen. Die Behörden müssen sich gegen jenen Teil der Bevölkerung durchsetzen, der keine Heime, keine Liegenschaften – und schon gar nicht beides! – nicht einmal in seiner Nähe will.

Es sind die Menschen, die sich auf Facebook darüber empören, dass Flüchtlingsfamilien ein paar Jetons für die Herbstmesse gesponsert erhalten, während sich die eigene Nachbarin das nicht einmal leisten kann. Missgunst und Empörung liegen der eigenen Seele dabei näher als der Grossmut, dem Nachbarskind einen Messbatzen zu stecken.

Es ist das grosse Problem auf der kleinen Ebene. Die Kantone wissen schon seit Monaten, dass die Zahl der Asylsuchenden steigen wird. Dank fixem Verteilschlüssel hätten sie auch antizipieren können, wie gross der Platzbedarf wird. Reagiert haben sie auf zwei Arten: Die einen Kantone bereiteten sich darauf vor, die anderen hofften, dass die Flüchtlinge an der Schweiz vorbeiziehen.

Oder sie haben sich auf den Standpunkt gestellt, das halt keine Lösung möglich sei. Gründe sind schnell zur Hand: «Die Bevölkerung wehrt sich», «wir haben keine geeigneten Liegenschaften». Doch die Menschen suchen Schutz, sie lassen sich dabei nicht von Zäunen, widrigen Umständen oder mangelnder Vorbereitung der Zieländer abhalten.

Menschen auf der Flucht interessiert nicht, ob sich jemand ihre traumatischen Erlebnisse anhören wird und ihre psychischen Beschwerden lindert. Es kümmert sie nicht, ob ihnen jemand die Sprache des Ziellandes beibringt oder sie auf einen Hügel in ein altes Hotel abschiebt.

Unverständlich bleibt allerdings, warum im Land der Banken niemand das Geld zählt. Jeder Franken, den man heute für Flüchtlingskinder und -familien ausgibt, könnte sich morgen doppelt auszahlen. Mütter mit ihren Kleinkindern, Siebenjährige und Teenager sind nicht gekommen, weil sie der Schweiz etwas wegnehmen wollen, sondern weil sie etwas suchen: heute Sicherheit und morgen eine Perspektive. Die Schweiz kann beides bieten.

Jeder Franken, den man heute für Flüchtlingskinder und -familien ausgibt, könnte sich morgen doppelt auszahlen.

8500 Lehrstellen blieben 2015 in der Schweiz unbesetzt, in vielen Branchen fehlen Arbeitskräfte. Eine Lösung wäre, das Potenzial der Menschen zu nutzen, die hierher kommen und Schutz suchen. Dass es durchaus Möglichkeiten gibt, zeigen die Firmen wie Ikea oder auch Planzer, die Praktikumsplätze für Flüchtling anbieten

wollen. Selbst wenn das mehr dem Image geschuldet sein sollte, als einem ernst gemeinten Bedürfnis zu helfen – die Idee ist gut und pragmatisch.

Was die Schweiz benötigt, ist eine proaktive Haltung und gute Vorbereitung. Es darf nicht sein, dass Unterkünfte für unbegleitete minderjährige Asylsuchende erst entstehen, wenn die Realität einem Kanton keine anderen Chance mehr lässt. Es darf nicht sein, dass Unterkünfte für Flüchtlinge zu einem Geschäft werden und erst möglich sind, wenn sich Kantone dem Druck des Bundes beugen müssen und sie sich für die Gemeinden lohnen.

Helfen lohnt sich

Wer wirklich rechnen will, der sollte zurückschauen auf 1992.

Wir können es den Flüchtlingen wie damals schwer machen: Viele werden trotzdem einen Platz in der Gesellschaft finden, andere werden ihr Potenzial nicht ausschöpfen und einige werden auf der Strecke bleiben. Die einen leisten ihren Beitrag in der Schweiz (viele auch – dank ihrer Ausbildung hier – in ihrer Heimat als wertvolle Rückkehrer), die anderen «stören», «kosten» und dienen als Abziehbild für rassistische Ressentiments. Welche will die Schweiz auf der Plus-Seite sehen?

Jene Flüchtlinge, die hier bleiben, können die Schweiz vorwärtsbringen. Jene, die wieder gehen, können beim Aufbau ihres Herkunftslandes helfen.

Geben wir den Flüchtlingen die Gelegenheit, ein Teil dieser Gesellschaft zu werden. Lassen wir ihnen Fürsorge, Geborgenheit und Bildung zugutekommen. Überlassen wir es nicht dem Zufall, ob diese Menschen eine Perspektive erhalten oder nicht.

Unter dem Strich dürfte sich das für die Schweiz lohnen. Jene Flüchtlinge, die in der Schweiz bleiben werden, können dieses Land vorwärtsbringen. Jene, für die es kein Schutzbedürfnis mehr gibt und eine Rückkehr möglich ist, sind befähigt, ihre Herkunftsländer aufzubauen und weiterzuentwickeln.

Sie werden möglicherweise nur einen Arbeitsplatz schaffen, aber er wird jemandem vor Ort eine Perspektive bieten. Sie werden möglicherweise nicht eine politische Revolution auslösen, aber für Stabilität sorgen. Sie werden möglicherweise nicht mehr in die Schweiz kommen, aber sie werden vielleicht daheim im bosnischen Cazin ihr Café «Swiss» nennen.

Der Kuchen, den sie dort servieren, schmeckt ausgezeichnet.

tageswoche.ch/+m3pze

x



Narben in der Seele: Traumatherapeut Holzer mit einem Patienten.

FOTO: R. BLATTNER

Flüchtlingskinder

Kinder, die zu Silvan Holzer kommen, haben Unaussprechliches erlebt. Holzer will ihnen die Sprache zurückgeben.

«Sie werden wieder Kleinkinder»

von Renato Beck

Das Spiel ist die Sprache des Kindes, sagt Silvan Holzer, Kinderpsychotherapeut in Diensten des Roten Kreuzes. Holzer arbeitet derzeit mit 20 Kindern und Jugendlichen aus Syrien, der Türkei, Afghanistan, Eritrea, Somalia und Sri Lanka. Sein Therapiezimmer im Berner Ambulatorium für Folter- und Kriegsoffer muss den Kindern wie ein Paradies vorkommen: In jeder Ecke stehen Spielsachen. Doch mit dem Spiel beginnt oft jahrelange Arbeit, in der die Kinder lernen, mit dem Erlebten umzugehen.

Auf welche Probleme stossen Sie bei den Flüchtlingskindern?

Aufgrund ihrer traumatischen Erfahrungen ist das Vertrauen in Mitmenschen oftmals tiefgreifend beeinträchtigt. Folglich bestehen auch viele Probleme bei Kontaktaufnahme und Beziehungsgestaltung. Diese Kinder weisen nicht selten ein ausgeprägtes Misstrauen auf, sind ängstlich, schreckhaft, ziehen sich zurück, fühlen sich ausgegrenzt, leiden unter Hoffnungslosigkeit, fühlen sich traurig und einsam, oder haben das Gefühl, die Kontrolle über ihre Gefühle verloren zu haben. Sie leiden unter Lernschwierigkeiten, weil sie sich

nicht konzentrieren können, die kognitiven Funktionen beeinträchtigt sind.

Was für Erlebnisse lösen derartige Traumata aus?

Es gibt keine klassischen Momente. Traumatisierungen sind abhängig von Vorbelastungen, von der Situation der Eltern, vom Alter – von einer Vielzahl an Faktoren. Stark gewaltvolle Erfahrungen erhöhen sicherlich die Wahrscheinlichkeit von Konsequenzen auf die Psyche. Ich erkläre den Kindern immer, dass jeder einen Rucksack mit sich trägt. Je nachdem wie voll er ist, kann bereits ein kleines, vergleichsweise harmloses Erlebnis ein Trauma erzeugen.

«Die Kinder haben viel zu früh erleben müssen, dass es keine Sicherheit gibt.»

Welche Spuren hinterlässt die strapazenreiche und gefährliche Flucht?

Insbesondere wenn Kinder ohne Begleitung flüchten müssen, ist von schweren traumatischen Erfahrungen auszugehen. Diese erschüttern das Urvertrauen an das

Gute im Menschen. Diese Kinder haben neben schrecklichen Bildern und Handlungen viel zu früh erleben müssen, dass die Welt und die Menschen unberechenbar sind, es keine Sicherheit gibt. Teilweise sogar, dass sie von ihren Eltern in Notsituationen nur bedingt geschützt werden konnten. Es resultieren tiefgreifende Narben in der Seele, die ohne fachliche Unterstützung schwerwiegende Konsequenzen für das ganze Leben haben können.

Kleine Kinder gelten als resistenter, weil ihnen die Möglichkeiten fehlen, Abscheulichkeiten einordnen zu können. Stimmt das?

Man hat lange Jahre angenommen, dass sie aufgrund des Entwicklungsstands eine gewisse Immunität gegen Traumatisierungen aufweisen. Nun weiss man, dass Kinder stärker betroffen sind, je kleiner sie sind. Sie haben nicht die Möglichkeit, sich zu artikulieren und das Erlebte kognitiv zu verarbeiten. Schon im ersten Lebensjahr können traumatische Erfahrungen auftreten. Je älter die Kinder sind, desto mehr Ressourcen haben sie, das Geschehene zu verarbeiten.

Welche Strategien stehen den Kindern zu Verfügung, um mit traumatischen Erfahrungen umzugehen?

Kinder retten sich in extremen Stresssituationen und danach nicht selten auf sichere Inseln früherer Erfahrungen, sie werden wieder zu kleineren Kindern: Sie nässen wieder ein, lutschen am Daumen und sind extrem trennungsängstlich, verlieren bereits Gelerntes oder sprechen in der Babysprache. Die häufigsten Strategien sind die Vermeidung von Gedanken und Gefühlen, das Sprechen über das Erlebte, Erinnerungsblockaden oder Intrusionen des Erlebten in belastete Erinnerungen und Träume.

Wie problematisch sind die Erfahrungen im Asylprozess, namentlich die Ungewissheit bis zum Entscheid?

Das ist stark vom Alter des Kindes, dem familiären Umgang mit der Problematik sowie der Dauer abhängig. Die Reaktionen können entsprechend sehr unterschiedlich ausfallen. Sicherlich ist direkt oder indirekt das Aushalten dieser Ungewissheit für das Kind oder den Jugendlichen eine hohe Belastung. Diese kann zu starker innerer Anspannung und psychosomatischen Symptomen wie Kopfweh, Bauchweh führen. Über einen längeren Zeitraum dürfte diese Ungewissheit einen zusätzlichen Risikofaktor für eine psychische Erkrankung darstellen.

Erhalten traumatisierte Kinder in der Schweiz genügend Aufmerksamkeit?

Es gibt zu wenig Spezialisten und Therapieplätze, nicht nur für Flüchtlinge, sondern auch Schweizer Kinder, die etwa Opfer von häuslicher Gewalt wurden. Wir erhalten viel mehr Anfragen, als wir bewältigen können.

Eine ausführlichere Version dieses Interviews finden Sie online: tageswoche.ch/+8t8z8

×

Manchmal tragen die Kleinen den Krieg mit in den Hort. Eine Reportage aus dem Kurszentrum K5, in dem Kinder von Flüchtlingen lernen, was es heisst, Kind zu sein.

Kampfjets im Kinderhort

Normalität lernen: Im Spielzimmer des Kinderhorts K5.

FOTOS: HANS-JÖRG WALTER



Tarik* greift in die Kiste mit den Legos und steckt Stein auf Stein, bis das Gebilde die Form einer Pistole hat. Er streckt die Spielzeug-Waffe gegen die Decke und macht Knallgeräusche: Tarik, zweieinhalb Jahre alt, schießt auf imaginäre Flugzeuge. Dann geht er auf seine Betreuerin Santiporn Hohl-Karnsranz zu, er richtet die Waffe auf sie und drückt nochmals ab.

Eine Episode, wie Santiporn Hohl, stellvertretende Leiterin des Kinderhorts K5, sie öfters erlebt. Mit Kindern, die den Krieg verlassen, aber nie zurückgelassen haben. Hohl arbeitet in einem Hort, der eigens für Kinder von Asylsuchenden betrieben wird. Während die Mütter im Obergeschoss des Kursentrums im Gundeli Deutsch büffeln, lernen die Kinder im Spielzimmer Normalität. Malen, Spielen, Basteln, gemeinsam Singen. Selbstverständlichkeiten des Kindseins, zugeschüttet unter den Erfahrungen von Gewalt, Angst und Verlust.

Seit vier Jahren bietet das K5 den Kinderhort an, die Nachfrage nimmt zu, weil vor allem aus Syrien ganze Familien die Flucht antreten. Die Basler Sozialhilfe registriert seit einem Jahr einen Anstieg an Familien mit Kindern im Asylprozess.

Geborgenheit schaffen

Die Kosten für den Deutschkurs und den begleitenden Kinderhort am K5 übernehmen oft die Behörden. In seiner Art ist es das einzige Angebot in Basel-Stadt. Hier gibt es Betreuerinnen, die Arabisch sprechen, Französisch, Englisch, Italienisch. Nicht Deutsch ist der erste Schritt für die Integration, sondern das Schaffen von Geborgenheit.

Mit simplen Mitteln versucht das Team um Hohl, die Kinder mitzunehmen. Die Zeit im Hort ist klar strukturiert. Eine individuell angepasste Betreuung und feste Rituale wie gemeinsames Essen oder Singen sollen Halt geben. Der Rest ist primär Spielen: An einem Tisch sitzen zwei syrische Mädchen und malen, ein Knirps versucht, sein Spielzeugauto die Rutsche runterzuschubsen. Meistens ist es eine Kita wie jede andere.

Ein Metallauto fliegt durch den Raum. Samson* hat ohne erkennbaren Grund sein Spielzeug quer durchs Zimmer gepfeffert. Eine Betreuerin weist ihn auf die Gefahr hin, dass jemand verletzt werden könnte und drückt ihm einen Stoffball in die Hand. Damit geht wildes Werfen risikofrei.

Hat der dreijährige Samson, dessen Mutter aus Äthiopien geflohen ist, ein Problem mit Aggressionen – oder verhält er sich schlicht wie die meisten Kinder manchmal unerklärlich? Für die Betreuerinnen sei diese Frage oft schwierig zu beantworten, erklärt Hohl: «Wir kennen die Geschichten der Kinder und ihrer Familien nicht. Wir wissen nicht, was sie erlebt haben.»

Samsons Mutter Senait* ist auf der Mittelmeerroute in die Schweiz gelangt. Warum, ist schwierig herauszufinden, weil sie



Santiporn Hohl vom K5: «Wir wissen nicht, was die Kinder erlebt haben.»

nur ein paar Brocken Deutsch spricht. Aber sie sagt, sie sei froh, hier zu sein. Ihrem Asylgesuch wurde stattgegeben, die Unsicherheit über die Zukunft ist vorerst weg. Ihrem Kind gehe es hier gut, sagt sie noch: «Wir haben genügend zu Essen und eine Wohnung.»

Als sie sich von ihrem Sohn verabschiedet, um den Deutschunterricht zu besuchen, nimmt ein kleines Drama seinen Lauf. Samson schreit und schluchzt, er klammert sich an ihr Bein. Es dauert Minuten, bis er sich wieder beruhigt hat. Trennungsschmerz gibt es in jeder Kita, «aber hier erleben wir das intensiv», sagt Santiporn Hohl.

Die Trennung von Mutter und Kind ist schwer. Den Kindern wurde auf der Flucht eingepflegt, keinesfalls den Kontakt zu den Eltern zu verlieren.

Auch viele Mütter täten sich schwer damit, ihre Kinder abzugeben. Hohl hat eine Erklärung dafür: «Diese Frauen haben bereits sehr viel verloren, das Kind ist manchmal das Letzte, was ihnen geblieben ist.» Bei den Kindern sei es die Fluchterfahrung, die nachwirke, weil ihnen da eingepflegt worden sei, auf keinen Fall den Kontakt zu den Eltern zu verlieren.

Für die meisten Kinder im K5 ist der Start schwierig, die Fortschritte kommen aber schnell. Ist ein Grundvertrauen entstanden, normalisiere sich das Verhalten oft, sagt Hohl. In schwierigen Fällen können sich die Betreuer Rat bei einer auf Traumata spezialisierten Psychologin holen.

Der Bedarf wäre immens: Eine Studie geht davon aus, dass ein Drittel der Flüchtlingskinder aus Syrien psychisch belastet

ist und jedes fünfte Kind an einer posttraumatischen Belastungsstörung leidet.

Bei manchen Kindern tritt offen zutage, dass irgendwo etwas kaputt gegangen ist. Hohl erzählt von Kleinkindern, die teilnahmslos auf ihren Stühlchen sitzen und den Boden anstarrten. Von einem Jungen, der am gemeinsamen Mittagstisch alles, was aufgetischt war, zu sich schaufelte und in den Mund stopfte. Von Kindern, die ohne Anlass zu weinen beginnen und nicht mehr zu trösten sind.

Die Schwierigkeit zu warten

Die Anspannung hält nach überstandener Flucht erstmal an, mindestens so lange bis entschieden ist, ob Asyl gewährt wird oder nicht. Ein Gespräch mit Elana* aus dem Kaukasus, die gerade ihre beiden kleinsten Kinder in die Kita gebracht hat. Ihre beiden älteren Kinder hat sie in der alten Heimat bei ihrer Mutter gelassen. Elana wartet auf den Asylentscheid, der bis Ende Jahr gefällt werden soll. «Das Warten ist sehr schwierig», sagt sie.

Elana hat zwei Jahre in Italien verbracht, bevor sie in die Schweiz gekommen ist. «Dort gab es keine Arbeit, keine Hilfe, nichts», sagt sie. Ihren Kindern gehe es in der Schweiz sehr gut, auch wenn sie die Unruhe spüren würden. «Wir wollen hier bleiben, alles was hier geschieht, ist sehr positiv», sagt Elana. In Italien war das anders. Als sie im süditalienischen Bari angekommen war, sperrte sie der Schlepper zwei Tage in eine Wohnung und liess sie erst wieder raus, als sie eine Art Lösegeld bezahlte.

Elanas Einblick in eine Flucht, von der sie nicht erzählen will. Angetreten hat sie sie «wegen grossen Problemen». Wir fragen sie, ob sie nach den gemachten Erfahrungen wieder fliehen würde. Sie verneint. Also würde sie in der Heimat bleiben? Die vierfache Mutter schüttelt wieder den Kopf: «Ich würde...»

tageswoche.ch/+hozac

×

* Name geändert

Aus Syrien kommen Familien, aus Eritrea unbegleitete Minderjährige. Diese Gruppen stellen die Flüchtlingsbetreuer vor grosse Herausforderungen.

Die Schwächsten unter den Schutzsuchenden

von Matthias Oppliger, Renato Beck und Benjamin Schmid

Mit den zunehmenden Flüchtlingsbewegungen nach Europa gelangen auch immer mehr Familien und Kinder in die Schweiz. Diese beiden Gruppen bedürfen besonderer Betreuung und Unterbringung, was die Behörden vor grosse Herausforderungen stellt. Dies gilt insbesondere für unbegleitete minderjährige Asylsuchende, genannt UMA. Wir beantworten die wichtigsten Fragen zu den schwächsten Flüchtlingsgruppen aus regionaler Sicht.

Über wie viele Flüchtlingsfamilien und UMA sprechen wir?

Die Zahlen verändern sich laufend, sind also schwierig zu benennen. Gesamtschweizerisch sind gemäss Staatssekretariat für Migration 2015 bis Ende Oktober knapp 29 000 Asylgesuche eingegangen, ein Drittel davon sind Familien. Rund 2000 Asylgesuche stammen von UMA. Das stellt eine dramatische Steigerung gegenüber dem Vorjahr dar, als insgesamt knapp 800 UMA in der Schweiz um Asyl baten.

Und in der Region?

Grundsätzlich erfolgt die Verteilung aller Asylgesuche gemäss dem in der Asylverordnung des Bundes definierten, nationalen Verteilschlüssel. Auf dem Boden des Kantons Basel-Stadt befindet sich mit dem Bässlergut ein Erstaufnahmezentrum. Dadurch befinden sich bereits viele Asylsuchende auf Basler

Boden, was bei der definitiven Zuteilung berücksichtigt wird.

Basel-Stadt

Zu den Familien kann die Sozialhilfe keine genauen Zahlen liefern. Die kantonale Asylkoordinatorin Renata Gäumann hält jedoch fest: «Wir verzeichnen im Zuge des Anstiegs von Flüchtlingen aus Syrien und Afghanistan auch eine Zunahme bei der Zuweisung von Familien.» In Basel halten sich Mitte November rund 30 UMA auf.

Baselland

Auch Rolf Rossi, Asylkoordinator im Baselland, kann zu den Familien keine absoluten Zahlen nennen. Diese würden jedoch gemessen an der Gesamtzahl von rund 1800 Asylsuchenden zwischen 20 und 25 Prozent ausmachen. In Baselland befinden sich Mitte November 78 UMA.

Woher stammen diese Flüchtlinge?

Der allergrösste Teil der Familien, die in der Schweiz Asyl suchen, kommt aus Syrien. Es folgen Sri Lanka und der Irak. Etwas anders verhält es sich mit den UMA. Von den rund 2000 UMA kamen bis Ende Oktober über die Hälfte aus Eritrea (1147), mit grossem Abstand folgen Afghanistan (388) und Syrien (129).

Wie werden Familien und UMA untergebracht?

Basel-Stadt

Die Unterbringung von Familien ist anspruchsvoll, da dafür ausreichend grosse Wohnungen bereitstehen müssen. Deshalb

verbringen Familien die ersten Monate im Erstaufnahmezentrum (Bässlergut), erst später ziehen sie in eine Asylliegenschaft des Kantons um. Für die UMA wiederum bestehen in Basel mehrere Lösungen. Rund die Hälfte kommt in einer speziellen Wohngruppe unter, die anderen entweder bei Pflegeeltern oder in einem Heim.

Baselland

«Für Familien suchen wir zusammen mit den Gemeinden individuell geeignete Wohnplätze», sagt Rolf Rossi. Dies seien häufig Einzelwohnungen. Erst vor wenigen Tagen hat der Kanton Baselland bekanntgegeben, dass in Arlesheim ein neues Heim für 25 UMA eröffnet werden soll. Er reagiert damit auf Kritik an der bisherigen Praxis, derzufolge fast die Hälfte aller UMA in herkömmlichen Asylheimen untergebracht wurden, was gegen die UNO-Konvention verstösst.

Werden Familien und UMA besonders betreut?

Besondere Betreuung erhalten vor allem die UMA, sagt die Basler Asylkoordinatorin Gäumann. «Unbegleitete Minderjährige auf der Flucht gehören zu den verletzlichsten Migrationsgruppen. Keine Kinder mehr und noch nicht erwachsen, sind sie auf langen Fluchtwegen weitgehend schutzlos unterwegs.» Deshalb erhielten alle UMA einen Beistand zugewiesen, sagt Gäumann. So sieht es das Gesetz vor.

Ist unser Asylsystem auf die besonderen Bedürfnisse von Kindern und Jugendlichen eingestellt?

«Lange fehlte es am Bewusstsein, dass das Kindeswohl dem Asylverfahren vorgeht», sagt Constantin Hruschka, Leiter Protection der Schweizerischen Flüchtlingshilfe. Den unbegleiteten jugendlichen Flüchtlingen etwa würde zwar eine Rechtsberatung zur Seite gestellt, viel zu selten aber auch eine soziale Unterstützung. Dieses Verständnis entwickle sich zu langsam.

Als problematisch erachtet Hruschka die Situation in den Empfangs- und Verfahrenszentren (EVZ), wo die Flüchtlinge direkt nach ihrer Ankunft untergebracht werden. Es mangle an Familienzimmern, ausserdem erhalten die Kinder während ihrer Zeit im EVZ keine Schulbildung. Der Aufenthalt dort soll drei Monate nicht übersteigen, derzeit werden die Flüchtlinge sogar deutlich schneller auf die Kantone und Gemeinden verteilt, weil der Bedarf an Plätzen in den Zentren immens ist.

Sind Flüchtlingskinder in Pflegefamilien gut aufgehoben?

«In den allermeisten Fällen schon», sagt Hruschka. Aufgrund steigender Zahlen würden die Kantone nun aber zunehmend Jugendliche, die älter als 14 Jahre sind, in Familien geben. Einige UMA wünschten sich eine solche Unterbringung in einem familiären Umfeld und mehr Kontakt zu Schweizerinnen und Schweizern. Doch würden sich auch Schwierigkeiten erge-

ben: «Die Jugendlichen verlieren den Kontakt zu Altersgenossen aus der alten Heimat, mit denen sie ihre Erfahrungen teilen können.»

Was muss getan werden, um die Integration zu erleichtern?

«Am Anfang des Integrationsprozesses muss viel mehr Geld investiert werden, das spart später massiv Sozialkosten», sagt Christiane Lubos, Dozentin für Sozialisationsprozesse und Interkulturalität an der Pädagogischen Hochschule der FHNW. Es sollten mehr Sozialarbeiter abgestellt, Deutschkurse ausgebaut und die Mittel für Angebote erhöht werden, mit denen die Jugendlichen Eingang in eine Berufslehre finden.

Lubos fordert zudem eine andere Unterbringungspolitik, auch für Basel: «Flüchtlingsfamilien sollten auch in reichere Quartiere verteilt werden, so lernen beide Seiten das Zusammenleben, und es wird verhindert, dass der jeweils andere als Problem verstanden wird. Die Welt ist plural, sie ist vielkulturell.»

Lubos wie Hruschka betonen, es gebe nicht genügend Angebote für Jugendliche, welche die obligatorische Schulzeit hinter sich haben. In gewissen Kantonen wie in Basel-Stadt existieren Brückenangebote, in anderen gibt es kaum Möglichkeiten für jugendliche Flüchtlinge, Zugang zu Lehrstellen zu finden oder einen Abschluss zu machen.

Sind unsere Schulen den Anforderungen gewachsen?

Das sei sehr unterschiedlich, sagt Lubos. Es gebe Lehrpersonen und Schulteams, die tolle Arbeit leisteten, «aber es gibt auch die anderen». Das habe nichts mit dem Alter der Lehrkräfte zu tun, sondern mit der Einstellung. Komplet falsch sei es, die Kinder als Problemfälle zu behandeln und auszugrenzen. Richtig sei es, mit jedem Kind, ob Schweizer oder Syrer, individuell zu arbeiten. Nachholbedarf sieht Lubos im Einbezug der Eltern und im Erkennen von Traumata. Auf aggressive Kinder würde reagiert, auf teilnahmslose, depressive oft zu wenig.

Wie verhält es sich mit den Flüchtlingsbewegungen aus europäischer Sicht?

Die finnischen Datenvisualisierer von «Lucify» haben Daten des UNHCR zu einer interaktiven Grafik verarbeitet, die aufzeigt, wo die Flüchtlinge, die nach Europa wollen, herkommen und auf welche Länder sie sich verteilen.

[tageswoche.ch/+4yukt](https://www.tageswoche.ch/+4yukt)

×

Dem Krieg entflohen: Ein Drittel der Asylgesuche dieses Jahres stammt von Familien.

FOTO: MICHEL SCHULTHEISS



Stefan Schmidt rettete 37 Migranten und wurde dafür verhaftet. Seither will er erst recht helfen.

Der Kapitän der Flüchtlinge

Verurteilt, weil er Hilfe bot: Kapitän Schmidt vor dem italienischen Gericht. FOTO: REUTERS



von Mara Wirthlin

Während andere Leute in seinem Alter den Ruhestand geniessen, setzt sich Stefan Schmidt unermüdlich für Flüchtlinge ein. Anfang November war der 70-Jährige in der Schweiz zu Gast, wo er vor allem vor kirchlichem Publikum referierte – mit dem Ziel, Toleranz und Nächstenliebe gegenüber Flüchtlingen zu wecken anstatt Angst und Abwehr.

Seine Botschaft stiess auf offene Ohren: «Wenn man Dinge liest, und sie dann einer Öffentlichkeit zugänglich machen will, ist es schwierig, das Wesentliche rüberzubringen», sagt Schmidt. «Ich habe den Vorteil, dass ich ziemlich viel selbst erlebt habe.» Und tatsächlich: Seine persönliche Schilderung davon, wie sein Engagement für Flüchtlinge begann, berührt.

Lange Jahre war Schmidt als Frachtschiffkapitän und Lehrer tätig gewesen. 2004 wurde sein Leben völlig auf den Kopf gestellt. Damals fragte ihn sein Freund Elias Bierdel, der einen gemeinnützigen Verein leitete, ob er mit ihm ein Schiff umbauen und damit nach Westafrika fahren wolle, um Hilfsgüter zu verteilen. «Ich sprang sofort auf die Idee an», sagt Schmidt, «nach vielen Jahren gewöhnlicher Arbeit fand ich es eine schöne Vorstellung, einmal etwas zu tun, das nichts mit Geld zu tun hat.»

Hilfe für tunesische Fischer

Als sie auf dem Rückweg von Liberia waren, entdeckten sie ein Gummiboot mit 37 Afrikanern, die auf dem Weg nach Europa vom Kurs abgekommen waren und schon seit mehreren Tagen auf dem offenen Meer trieben. Als Schmidt und seine Besatzung diese Menschen retteten, wurden sie aber nicht als Helden gefeiert – dem Schiff wurde der Zugang zum italienischen Hafen verwehrt. Als sie nach einigen Tagen trotzdem anlegten, wurden Bierdel und Schmidt wegen Beihilfe zur Flucht verhaftet, fast alle geretteten Schiffsflüchtlinge sofort abgeschoben.

Auf Lesbos unterhält Schmidts Verein eine private Erstaufnahme.

Schmidt selbst war aber noch nicht vor Ort:

«Das kann ich nicht.»

Bierdel und Schmidt gründeten als Reaktion auf dieses Erlebnis einen neuen Verein: «Borderline Europe – Menschenrechte ohne Grenzen». In erster Linie betreibt dieser seit 2007 eine Informationsplattform, um auf die Situation von Flüchtlingen aufmerksam zu machen.

Immer wieder werden Schmidt und seine Kollegen ganz konkret aktiv. So haben sie tunesische Fischer, die ebenfalls wegen

Beihilfe zur Flucht angeklagt wurden, während dem Rechtsverfahren unterstützt. Zu dem verklagten sie zweimal die italienische Regierung, als deren Küstenwache offensichtlich Flüchtlingen im Meer beim Sterben zuschaute und bewusst auf jegliche Hilfestellung verzichtete. «Das wird vom Staatsanwalt natürlich nicht verfolgt», sagt Schmidt, «trotzdem ist es wichtig, dass das manchmal jemand macht.»

«Sind Menschenrechte romantisch?»

Auf Lesbos hat «Borderline Europe» seit diesem Jahr eine kleine private Erstaufnahme eingerichtet, wo sie die Ankommenden medizinisch versorgen, warm anziehen und über die Situation in Europa informieren. Schmidt selbst war noch nicht vor Ort, «das kann ich nicht», sagt der über 70-Jährige. Sein Vereinspartner Elias Bierdel war bis vor Kurzem auf Lesbos und ist dabei seelisch und körperlich zusammengebrochen. «Das muss schon heftig sein», sagt Schmidt, «ich kann zwar von hier aus über die Situation weinen und mich hineinversetzen. Aber es ist etwas anderes, wenn man das ganze Leid mit ansieht und eigentlich gar nicht helfen kann.»

Wenn Stefan Schmidt über die Flüchtlingskrise redet, ist er zwar merklich erschüttert, er bringt aber vor allem eines rüber: Würden die einzelnen europäischen Staaten zusammenarbeiten, wäre die Situation zu bewältigen. «Wir haben genügend Geld, wir müssen es nur richtig einsetzen», sagt der Kapitän, «und wir müssen uns auch langsam daran gewöhnen, dass wir von unserem Reichtum alle etwas abgeben müssen.» Die Flüchtlinge seien an sich kein Problem, Deutschland brauche sogar neue Leute, da die Gesellschaft total überaltert sei. «Dass nun alle auf einmal kommen, ist natürlich schon problematisch, aber auch damit können wir fertig werden.» Denn zum Glück steige nicht nur die Anzahl Flüchtlinge – gleichzeitig würden sich auch immer mehr freiwillige Helferinnen und Helfer engagieren.

Im Vergleich zu den Aussagen vieler deutscher Politiker, die sich zunehmend mit der Situation überfordert geben, klingen diese Worte fast schon unverschämte optimistisch. Mit der Frage konfrontiert, ob seine Prognosen denn wirklich realistisch oder nicht doch etwas verklärt seien, kontert er: «Sind Menschenrechte romantisch?» Er verweist auf das deutsche Grundgesetz, in dem an erster Stelle steht, dass die Würde des Menschen unantastbar ist. «Da steht die Würde des Menschen, nicht des Deutschen. Und es ist die Aufgabe des Staates, diese zu gewährleisten.» Im Grunde sieht sich Schmidt nicht als Träumer, sondern als Pragmatiker. «Machbar» ist für ihn, was gemacht werden muss.

Das war nicht immer so: Mit seinem Engagement für Flüchtlinge war Schmidt ein später Quereinsteiger, über 60 Jahre seines Lebens brachte er in relativer Ignoranz. «Ich war zwar oberflächlich politisch, dachte aber, dass man sowieso nichts ändern kann.» Das hat sich gründlich geändert:

«Heute denke ich, dass man schon etwas machen kann. Wir können natürlich die Welt alleine nicht verändern. Wir können aber einzelne Punkte herausuchen und dort aktiv werden.»

Für Schmidt heisst das: das Bewusstsein der Bevölkerung verändern. Seit dem Jahr 2011 arbeitet er als ehrenamtlicher Flüchtlings- und Asylbeauftragter in seinem Bundesland Schleswig-Holstein. «In dieser Funktion habe ich keinen Chef und kann eigentlich machen, was ich will.» Er könne in der Politik zwar nicht mitbestimmen, stehe aber beratend zur Seite und versuche, die Interessen der Flüchtlinge einzubringen – oft erfolgreich. So hat Schleswig-Holstein im vergangenen Jahr als einziges Bundesland einen Abschiebestopp im Winter eingeführt.

Er werde oft von Studenten gebeten, an der Universität zu berichten, und war mit seinen Vorträgen schon in unterschiedlichen Bundesländern unterwegs. Schmidt wurde auch bereits mehrere Male in die Schweiz eingeladen. «Ich stosse hier immer auf sehr interessierte Zuhörer», sagt er, «und demnach, was ich mitgekriegt habe, engagieren sich auch in der Schweiz viele Freiwillige, etwa für Deutschunterricht oder Integrationsprojekte.»

«Viele Deutsche nehmen die Schweiz als ausländerfeindliche Abschottungsinsel wahr.»

Dieses positive Bild stehe in einem jähren Kontrast zu dem Ruf, den die Schweiz in seinem Umfeld in Deutschland habe: «Die Leute kriegen von der Schweiz an sich wenig mit, aber der Rechtsrutsch der Nationalratswahlen ist uns natürlich nicht entgangen, ebenso wenig wie die Erfolge der SVP mit ihren absurden Initiativen.»

Roger Köppel, der «gefühlte jeden Monat» als Talkshowgast nach Deutschland komme, bringe dieses Image der Schweiz zur Vollendung: «Viele Deutsche nehmen die Schweiz als ausländerfeindliche Abschottungsinsel wahr.» So oder so – Schmidt ist überzeugt, dass auch die Schweiz sich nicht mehr lange abgrenzen kann, denn Abschottung sei im derzeitigen Kapitel der Geschichte ein Spiel auf Zeit: «Man kann natürlich einen hohen Zaun um sein Land errichten und diesen Zaun jedes Jahr noch etwas höher ziehen. Aber ich versichere euch, das wird nicht klappen – das beweisen Jahrtausende von Geschichte.»

Wenn Europa nun auf Integration und Hilfe anstatt auf Abschottung setzt, wird es nur profitieren – davon ist Schmidt zutiefst überzeugt: «Es ist doch logisch, dass wir, wenn wir diese Leute jetzt freundlich empfangen, dann etwas Positives haben», sagt er, «denn sie kommen so oder so.»

Dabei komme der Betreuung und Bildung von Kindern und Jugendlichen eine Schlüsselfunktion zu. Die Altersgruppe der

unter 15-Jährigen macht immerhin 30 Prozent aller in Deutschland aufgenommenen Flüchtlinge aus. Nach der Ankunft würden Flüchtlingskinder sich etwa zwei Wochen lang erholen, danach aber gleich die Schule besuchen. Bisher konnte dies noch gewährleistet werden: «Um allen den Schulbesuch zu ermöglichen, mussten viele pensionierte Lehrer zurückgeholt werden. Allein Schleswig-Holstein will nun 200 neue Lehrer einstellen.»

Gleiche Chancen für alle

Auch punkto Schulraum sei nun Improvisation gefordert. So stehen auf einem grossen Platz in Lübeck, auf dem sonst zweimal jährlich das mit der Basler Herbstmesse vergleichbare «Volksfest» stattfindet, nun neue Wohncontainer für 1200 Flüchtlinge. Auf dem Areal hat es auch zwei grosse Container für Kindergarten und Schule. Das Unterrichten stelle die Lehrpersonen vor ganz neue Herausforderungen: «Viele Schüler müssen erst einmal alphabetisiert werden. Als zweites steht dann Deutschunterricht auf dem Programm.» Eigentlich müssten Lehrpersonen für diese Bereiche speziell ausgebildet sein, in dieser turbulenten Zeit ist dies nicht immer möglich.

Momentan setzt sich Schmidt in seinem Bundesland dafür ein, dass die Flüchtlinge nicht nur bis 17, sondern im Extremfall bis zum Alter von über 20 Jahren zur Schule dürfen: «Wir wollen gleiche Chancen für alle. Wer drei Jahre lang auf der Flucht war, der hat nichts gelernt und war zu Hause vielleicht nur vier Jahre in der Schule.»

Diese Schulförderung kostet Geld – das Bundesland Schleswig-Holstein könne diese finanzielle Last nicht allein tragen, erhalte aber Hilfeleistungen aus Berlin. «Diese Investition lohnt sich bestimmt», ist Schmidt überzeugt, «wenn wir die Kinder jetzt richtig erziehen und bilden, dann haben wir einen enormen Schatz.»

tageswoche.ch/+zvqpe

×

ANZEIGE

LICHTBLICKE
KULTURNACHT LIESTAL

27 | 11 | 2015 | 18:02 UHR

www.lichtblicke-liestal.ch

KULTUR-PASS: CHF 20.–
Kinder und Jugendliche unter 25 Jahren haben freien Eintritt.

REGIONALE POLITIK PREVIEW CLOWNESK SLAPSTICK PANTOMIME STUMMFILM NEBENWIRKUNG GLAMOUR LOKALHELDEN HITBAND HIP HOP LAUDATIO BLUESBAND PROPHET FEUER WERK SPIELFREUDE

LASSEN SIE SICH VON DER KULTURELLEN VIELFALT ÜBERRASCHEN UND VON KULINARISCHEN WELTEN VERZAUBERN

Plakatsammlung

Die Plakatsammlung der Schule für Gestaltung Basel wartet seit Jahren darauf, in geeignetere Räumlichkeiten umziehen zu können. Nun zeichnet sich eine Lösung ab.

100 000 Plakate sollen auf den Dreispitz

von Karen N. Gerig

Mitten im Ausstellungsraum der Plakatsammlung der Schule für Gestaltung (SfG) wird gearbeitet; es ist das Büro der Kuratorin Alexandra Schüssler, das temporär hierher disloziert wurde. Täglich können Besucher in direkten Kontakt mit den Ausstellungsmachern treten und zusehen, wie eine Ausstellung entsteht. Schüsslers Idee dahinter: die Plakatsammlung sichtbar machen.

Tatsächlich wissen viele Baslerinnen und Basler nicht, welcher Schatz sich in den Kellergeschossen der alten Gewerbeschule auf der Lyss befindet. Dabei lagern hier über 100 000 Plakate – wertvolle Originaldrucke – sowie Druckvorlagen oder Schulbücher der ehemaligen Gewerbeschule in unzähligen Korpusen und Schränken.

Seit 120 Jahren wird gesammelt

Es ist eine Sammlung mit Tradition. Seit 1896 existiert sie, seit jener Zeit, als die grafischen Künste auf ihr Hoch zusteuerten. 1889 war es, als Lithografien in Paris zum ersten Mal in eine Ausstellung Eingang fanden, und bald darauf konnte man das Handwerk an der Allgemeinen Gewerbeschule in Basel erlernen. Es entwickelte sich über die Jahrzehnte hinweg eine reiche Tradition von Plakat Künstlern und

Werbeagenturen, die durch diese Schule gingen und teilweise von Basel aus ganze Epochen prägten.

Als 1996 das Museum für Gestaltung aufgelöst wurde, verblieb die Plakatsammlung in der Obhut der Schule für Gestaltung – verschwand aber zusehends aus dem Bewusstsein der Stadt, ebenso wie auch die Grafiker und Designbüros der Hochblüte verschwanden und mit ihnen ihre Archive. Ein Teil davon vermachte ihren Nachlass der Plakatsammlung, und so ist dort ein umfassendes Archiv entstanden. Vor allem die Studierenden und Schüler der SfG und der Hochschule für Gestaltung und Kunst (HGK) wissen das zu schätzen, aber auch national und international erhält die Plakatsammlung Beachtung und wird rege von Forschern besucht.

Seit 2010 werden die Bestände vom Konservator Kurt Würmli und der Kuratorin Alexandra Schüssler gepflegt und wissenschaftlich aufgearbeitet. Sie sollen neben ihrem konservatorischen und kuratorischen Auftrag die Sammlung öffnen, zugänglich machen und vermitteln. Sie bilden das Leitungsteam zusammen mit Marcel Bitter, dem Leiter Dokumentation. Er ist seit drei Jahren hauptsächlich damit beschäftigt, die Sammlungsbestände zu digitalisieren. Bis 2017 soll diese Arbeit abgeschlossen sein. Bobby Grünig, technischer Dienst und Ausstellungsbauer, gehört ausserdem zum konstanten Team.

Internationale Anerkennung

Inzwischen ist die Plakatsammlung dem Catalogue collectif suisse d'affiches (CCSA) angeschlossen, der von der Nationalbibliothek ins Leben gerufen wurde mit dem Auftrag, das grafische Erbe der Schweiz zu bewahren. Und auf der Liste der Unesco, die das grafische Schaffen in den Katalog des immateriellen Weltkulturerbes aufgenommen hat, sind die Plakatsammlungen Zürich und Basel (SfG) namentlich aufgeführt.

Was also national und international an Beachtung gewinnt, fristet in Basel ein Kellerdasein. Die Plakatsammlung hat keine Lobby. Das zeigt unter anderem die Tatsache, dass seit Jahren bekannt ist, dass sie früher oder später aus ihrem jetzigen Domizil ausziehen muss, man aber bis vor Kurzem nicht ernsthaft bemüht schien, einen Ausweichort zu finden. «Als ich 2010 angefangen habe, hiess es, 2014 müssten wir draussen sein, dann 2015, nun 2017», stellt Würmli fest.

Umzug im Jahr 2017 angepeilt

Doch jetzt kommt tatsächlich Bewegung in die Angelegenheit: Zusammen mit dem Erziehungsdepartement sucht man nun aktiv nach einem alternativen Standort, an den man nicht nur die Plakatsammlung, sondern auch die Bibliothek der SfG zügeln möchte. Ein Wunschstandort ist gefunden und wird jetzt genau evaluiert, als Umzugstermin angepeilt ist der Sommer 2017. Doch fix ist noch nix.

Der Umzug würde zum richtigen Zeitpunkt kommen. Denn so langsam, aber sicher scheint am alten Ort alles aus den Nähten zu platzen: 75 000 Plakate wurden inzwischen inventarisiert und auch digitalisiert, rund 40 000 warten noch darauf, ebenfalls fein säuberlich aufgestapelt.

Auf Alexandra Schüssler wirken all diese Schränke manchmal fast unheimlich, sagt sie. Der Umstand, dass sie wohl nie alles gleichzeitig werde sichten können, was sich darin verbirgt, erfülle sie mit Ehrfurcht. Dennoch muss sie immer wieder Schublade für Schublade aufziehen, um aus ihnen das Material für eine neue Ausstellung zu schöpfen. Denn sie möchte möglichst viel davon der Öffentlichkeit näherbringen – das ist nicht nur ihr Auftrag, sondern ein echtes Anliegen. «Plakate sind ein wunderbares Mittel, um Zeitgeschichte deutlich zu machen», sagt sie.

ANZEIGE

So 15. 11. 11:00 & 14:30 · gare des enfants
«BeFlügelt» – Ein Spiel mit Händen,
Füssen, Klängen & Schrauben

Fr 20. 11. 20:00–21:40

«Constructions» –
Percussion Art Ensemble Bern

GARE DU NORD

T 061 688 13 13

www.garedunord.ch



Die Plakatsammlung wird auch von Schulklassen besucht: Konservator Kurt Würmli beim Unterricht.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER

In der aktuellen Schau versucht sie das auf ungewöhnlichem Weg und bezieht die Besucher mit ein. Das Archiv hat sie dargestellt als einen Raum, in dem sich zerknülltes Papier bis unter die Decke stapelt. Man bekommt tatsächlich Angst, wenn man sich vorstellt, was passiert, falls man an einem Papierzipfel zieht. Gut möglich, dass dann das ganze Gebilde auf einen niederstürzt.

Jährlich 2000 bis 4000 Neuzugänge

In den echten Archiven der Sammlung hat natürlich alles seine Ordnung, dafür sorgt Kurt Würmli. Selbst die 2000 bis 4000 Plakate, die jährlich neu erworben werden oder als Schenkung ins Haus kommen, liegen fein säuberlich auf einem Stapel. Das wird auch am neuen Ort so bleiben, dann aber unter besseren räumlichen und klimatischen Bedingungen.

Zwar sieht das Team einem Umzug auch etwas wehmütig entgegen. Man fühlt sich wohl hier am traditionsreichen Ort mitten in der Stadt, sagt Würmli. Zudem hat sich das Publikum an die Ausstellungen in diesem Haus gewöhnt. Jedoch: «Das Wichtigste ist, dass die Plakatsammlung nach Jahren einen fachgerechten und sachgerechten Ort bekommt», sagt Würmli.

Der Umzug ist auch eine Folge der Gesamtplanung der Universität Basel. Bereits im Jahr 2003 hatte der Basler Regierungsrat gutgeheissen, dass die alte Gewerbeschule «für die Zwecke der Universität herzurichten» sei. Diese will dort nun das

Departement für Gesellschaftswissenschaften einziehen lassen. Einen konkreten Übergangszeitpunkt gibt es jedoch nicht.

Natürlich lässt sich unter solchen Voraussetzungen schlecht planen – abhalten lassen sich jedoch weder die Universität noch die Verantwortlichen bei der Plakatsammlung. Beim Departement für Gesellschaftswissenschaften geht man von einem Umzug in den Jahren 2019/2020 aus, nach erfolgter Sanierung des Hauses. Und schon vor einiger Zeit hat eine Gruppe um Kurt Würmli mit der Hilfe von externen Experten ein Konzept für einen Umzug der Plakatsammlung erstellt. Denn Zügelkosten nicht nur Geld, sondern auch Zeit und personelle Ressourcen. Rund 20 bis 24 Monate müsste man einplanen, kam dabei heraus, die Kosten bewegen sich im Millionenbereich.

Wunschziel Dreispitz

Beim Erziehungsdepartement (ED) zuständig für den Umzug ist Ulrich Maier, Leiter des Bereichs Mittelschulen und Berufsbildung. Auch er sieht die Dringlichkeit des Anliegens und bestätigt, dass man aktuell dabei sei, zusammen mit den Architekten Liechti Graf Zumsteg einen neuen Standort zu evaluieren. Dieser würde nicht nur für die Plakatsammlung, sondern auch für die Bibliothek funktionieren. Es handelt sich dabei um das Transitlager auf dem Dreispitz, das aufwendig umgebaut wird.

«Wir wären sehr glücklich, wenn das klappen würde», sagt Maier, und die Verantwortlichen bei der Plakatsammlung gehen mit ihm einig. Nicht nur, weil dann endlich ein Ende der leidigen Angelegenheit in Sicht wäre, sondern auch, weil man den Standort Dreispitz als ideal erachtet.

Nicht nur ist hier die HGK angesiedelt, sondern auch diverse andere kulturelle Institutionen wie das Haus der elektronischen Künste (HeK) und hoffentlich bald das Kunsthaus Baselland. In diesem Kontext würde sich die Plakatsammlung gerne ansiedeln. «Es wäre ein guter strategischer Entscheid», sagt Maier, «denn der Dreispitz ist ein Ort, der sich entwickelt.»

Entscheidend wird vor allem die Frage der Miete sein, sagt Maier. Bereits heute ist man zwar eingemietet, die alte Gewerbeschule gehört dem Kanton und wird von Immobilien Basel-Stadt verwaltet. Der Mietzins dürfte am neuen Standort die kantonalen Vorgaben nicht überschreiten – denn sonst müsste die Angelegenheit noch im Grossen Rat behandelt werden.

Je schneller man wisse, wie es weitergeht, desto besser. Das finden auch Kurt Würmli und Alexandra Schüssler. «Und wenn es nur schon darum geht, dass man endlich weiss, ob man eine Anschaffung für den alten Ort nun noch tätigen soll oder nicht», sagt Schüssler. Denn nichts blockiere mehr als Unwissenheit – nicht einmal ein Haus voller Korpusse.

tageswoche.ch/+3rzd5

×

Am Steinengraben soll die 140-jährige Häuserzeile einem Bürobau der Helvetia weichen. Die Mieter wehren sich.

Gegen Büroraum auf Vorrat

Hinter den Häusern verbirgt sich ein grüner Innenhof.

FOTO: HANS-JÖRG WALTER



von Michel Schultheiss

Noch lachen sie, die Fratzen an der Fassade: Am stark befahrenen Cityring ist die alte Häuserzeile mit den bizarren Masken ein Hingucker. Von der lärmigen Strasse aus ist kaum zu glauben, dass sich dahinter ein idyllischer Innenhofgarten befindet. Damit ist aber wohl bald Schluss: Die rund 140-jährige Häuserzeile am Steinengraben 30 bis 36 soll einem Bürokomplex weichen – so will es die Eigentümerin, die Helvetia Versicherungen.

Über 25 Leute müssten somit ausziehen. Sie wollen sich jedoch nicht ohne Weiteres geschlagen geben und setzen sich nun auch mit einer Website für den Erhalt der kleinen Oase am Steinengraben ein. Seit Montag ist diese online. «Wir möchten damit Transparenz schaffen und es der Bevölkerung ermöglichen, sich selbst eine Meinung zu bilden», sagt Joël, der seit etwa zwei Jahren mit neun Mitbewohnern in einem der vom Abriss bedrohten Häuser lebt.

Wechselvolle Geschichte

Kommentare auf der Website sind erwünscht: «Es soll auch eine Plattform für eine Diskussion sein und den Diskurs über die prekäre Lage des günstigen Wohnraumes in Basel anregen», sagt der Mieter Janosch. Nebst Informationen zur Geschichte der Häuserzeile und einem Argumentarium ist auf der Website auch eine Petition zur «Erhaltung des Wohnraumes am Steinengraben» zu finden, die bereits vor mehreren Wochen lanciert wurde.

Die Verfasser derselben kritisieren, dass Helvetia die geplanten Räume lediglich als Übergangslösung von 2018 bis 2020 wirklich benötige. Sie werfen die Frage auf, ob als Überbrückung bis zur Fertigstellung des Firmenhauptsitzes bei der St. Alban-Anlage keine andere Lösung gefunden werden könne. Dabei weisen sie auf die Büroerstände in Basel hin, die in ihren Augen das Neubauprojekt in ein absurdes Licht rücken.

«Die Büroräumlichkeiten sollen auch längerfristig genutzt werden.»

Hansjörg Ryser, Mediensprecher Helvetia

Helvetia-Sprecher Hansjörg Ryser möchte hingegen nicht von einer Übergangslösung sprechen: «Dafür werden die Büroräumlichkeiten in einer ersten Phase gebraucht, anschliessend sollen sie aber auch längerfristig genutzt werden.» So sei etwa denkbar, die Bürotätigkeiten des Unternehmens sowohl vom St. Alban wie auch vom Steinengraben aus zentral zu organisieren. Zudem hält er fest, dass Helvetia auf die zusätzlichen Flächen angewiesen sei. «Es besteht kein Zusammenhang mit der Büroerstandsquote in Basel

– diese ist übrigens so tief wie seit Jahren nicht mehr», sagt Ryser.

Beat Leuthardt, Co-Geschäftsleiter beim Mieterinnen- und Mieterverband Basel, hält dem entgegen, dass trotzdem weiterhin viele Büroflächen in Basel brachliegen. «Dem leer stehenden Geschäftsraum entsprechen rund achteinhalb Fussballfelder», rechnet Leuthardt vor. In seinen Augen ist zudem die Argumentation von Helvetia nicht haltbar: «Es gibt keinen Anspruch auf Büroraum auf Vorrat.»

Die Häuserzeile, die bald dem Neubau Platz machen soll, hat eine wechselvolle Geschichte: Die Liegenschaften Steinengraben 32 und 34 standen vor Jahren während vieler Monate leer. Nach einer kurzen Besetzung im Jahr 2011 wurden sie von der damaligen Eigentümerin Nationale Suisse (die vor rund einem Jahr vom Versicherungskonzern Helvetia übernommen wurde) zur Zwischennutzung freigegeben.

Somit ist zu den Nachbarn aus den Häusern 30 und 36 eine junge Mietergruppe mit Handwerkern, Studierenden und Freischaffenden gestossen. Die Bewohner betonen, dass es bei ihrem Engagement nicht einfach um die Verteidigung ihrer kostengünstigen Wohnsituation gehe: «Uns ist auch bewusst, dass dieser Wohnraum renoviert werden sollte und dass der Mietzins dadurch steigen wird», sagt der Mieter Silvio. Für ihn steht aber viel Grundsätzlicheres auf dem Spiel. «Es geht hier nicht um uns, sondern darum, bezahlbaren Wohnraum in Basel zu erhalten und die 140 Jahre alte Bausubstanz mit Umsicht zu renovieren statt abzureissen.»

Trickserei beim Wohnflächenanteil

Hansjörg Ryser sieht hingegen im Helvetia-Projekt keine Vernichtung von Wohnraum: «Es werden dort neue Wohnungen entstehen, die ebenso attraktiv sind wie die jetzigen», sagt er. Zudem sei den Mietern immer klar kommuniziert worden, dass es sich bei der aktuellen Situation bloss um eine Übergangslösung handle. Die Häuserzeile sei schliesslich sanierungsbedürftig und schneide in Sachen Energieeffizienz schlecht ab. Zudem würden die Grünfläche hinter den Häusern erhalten und der Innenhof aufgewertet.

Diese ökologisch klingenden Argumente der Helvetia werten die Mieter als Vorwand. «Während Jahren wurde nichts am Unterhalt gemacht – kein Wunder also, dass die Häuser nicht mehr den Standards entsprechen», sagt der Bewohner Janosch. Zudem wirke die Argumentation auch unglaubwürdig, wenn man die Energiebilanz von Abbruch und Aufbau betrachte. Obschon in den Neubauplänen eine Grünfläche vorgesehen ist, überzeugt ihn das Vorhaben nicht ganz: «Wenn Helvetia die grüne Oase für eine Tiefgarage und Kellerräume mit Beton ausgiesst, kann nicht von einer Erhaltung und einer positiven Ökobilanz gesprochen werden», sagt er. Der Neubepflanzung werde somit der Grundwasserzugang total verwehrt: «Ein kleiner

Mischwald von etwa 13 Bäumen, der in den letzten 140 Jahren gewachsen ist, wird dem Erdboden gleichgemacht.»

Dass der Neubau ein adäquater Ersatz für die alte Häuserzeile sein kann, glaubt auch Beat Leuthardt vom Mieterinnen- und Mieterverband nicht: «Die energetisch sinnvoll gebauten Häuser wurden damals in der Evaluation der Nationale Suisse schlechtgeredet.» Daher schlägt er vor, eine neue Expertise machen zu lassen.

«Die verlorene Wohnfläche wird mit dem Neubau nicht kompensiert.»

Beat Leuthardt, Co-Geschäftsleiter Mieterinnen- und Mieterverband

Zudem sieht er mit dem Abbruch der Steinengrabenhäuser das Wohnraumfördergesetz verletzt: «Der verlorene Wohnflächenanteil wird mit dem Neubau nicht kompensiert.» Er wirft Helvetia vor, bei diesem Punkt getrickt zu haben:

«Büro- und Liftzugänge wurden ebenfalls zur Wohnfläche gerechnet», sagt Leuthardt. Ferner handle es sich beim Projekt um ein Bürohaus mit «hineingezwängten» Attikawohnungen. «Es ist somit ein Bürovorratsprojekt ohne wohnrechtliche Grundlagen», sagt Leuthardt.

Letzter Lichtblick am Cityring

Nicht nur die Frage des Wohnraums und ökologische Bedenken werden angeführt. Die aktuellen Mieter verweisen auch auf das Stadtbild: Obschon das Gebäude schlechte Karten hat, unter Denkmalschutz gestellt zu werden, werfen sie der Helvetia mangelnde Sensibilität gegenüber der Geschichte des Standorts vor. Dass es ausgerechnet den letzten Lichtblick beim ansonsten wenig attraktiven Cityring treffen soll, ist für sie nicht verständlich. Mit dem Einbezug der Bevölkerung hoffen die Bewohner auf ein Einlenken der Eigentümerin. Neben der Website sind weitere Schritte geplant. «Wir sind grundsätzlich an einem Dialog mit Helvetia interessiert», sagt der Mieter Joël.

tageswoche.ch/+vg2tm

×

ANZEIGE

UPK
Universitäre
Psychiatrische Kliniken
Basel

EINTRITT FREI

WIE SO?

ÖFFENTLICHE PUBLIKUMSVORTRÄGE IN DEN UPK BASEL

ZAPPELPHILIPP – HANS GUCK IN DIE LUFT: WAS BRAUCHEN WILDE KINDER?

EIN REFERAT VON:

**PROF. DR. DIPL.-PSYCH.
CHRISTINA STADLER**

LEITUNG FORSCHUNGSABTEILUNG KINDER-
UND JUGENDPSYCHIATRISCHE KLINIK,
EXTRAORDINARIA FÜR ENTWICKLUNGSPSYCHO-
PATHOLOGIE AN DER UNIVERSITÄT BASEL

**DONNERSTAG
19. NOVEMBER 2015
19–20 UHR**
PLENUM 1, ÖKONOMIEGEBÄUDE
WILHELM KLEIN-STRASSE 27



www.upkbs.ch/
veranstaltungen

58&C

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Keck-Schoch, Anna-Marie, von Zürich/ZH, 23.04.1928–04.11.2015, Starenweg 7, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Montag, 16.11., 14.00 Uhr, Besammlung Kapelle Friedhof Allschwil.

Scheunemann, Heidi, von Österreich, 05.03.1942–03.11.2015, Kurzelängeweg 2, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Freitag, 20.11., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Allschwil.

Arlenheim

Mathis-Born, Klara Maria, von Arlesheim/BL, Schupfart/AG, 25.01.1942–11.11.2015, Neumattstr. 56, Arlesheim, Trauerfeier: Freitag, 20.11., 14.00 Uhr, im Dom in Arlesheim, anschliessend Beisetzung auf dem Friedhof Bromhübel.

Basel

Agnolazza, Sergio, von Riehen/BS, 26.11.1953–01.11.2015, Klybeckstr. 86, Basel, Trauerfeier: Freitag, 13.11., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Amsler-Müller, Friedrich, von Basel/BS, 03.05.1938–30.10.2015, Bäumlihofstr. 189, Basel, wurde bestattet.

Appenzeller-Löw, Peter Kaspar, von Zürich/ZH, 03.10.1930–29.10.2015, St. Johannis-Ring 96, Basel, Trauerfeier: Freitag, 13.11., 14.30 Uhr, Johanneskirche.

Bartoli-Bachmann, Marieanna, von Basel/BS, 25.04.1922–28.10.2015, Rebgasse 16, Basel, wurde bestattet.

Brunen, Maria del Carmen, von Spanien, 16.05.1932–10.11.2015, Falkensteinerstr. 30, Basel, Trauerfeier: Montag, 16.11., 14.00 Uhr, Friedhof Muttenz.

Diebold-Roder, Helene, von Basel/BS,

10.05.1918–23.10.2015, Feierabendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Düssli-Fricker, Rosa, von Basel/BS, 12.06.1923–31.10.2015, Bartenheimerstr. 19, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Fruttiger-Bersier, Christiane, von Basel/BS, 22.07.1946–30.10.2015, Gotthelfstr. 38, Basel, wurde bestattet.

Godelmann-Eschbach, Albert, von Basel/BS, 23.03.1926–08.11.2015, Wintersingerweg 7, Basel, Urnenbeisetzung: Mittwoch, 18.11., 14.40 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Hammel-Bonini, Laura Maria, von Kleinlützel/SO, 06.01.1930–03.11.2015, Mülhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Handschin-Jenni, Heidi, von Rickenbach/BL, 26.07.1932–28.10.2015, Mittlere Str. 15, Basel, wurde bestattet.

Hodel, Samuel Benjamin, von Basel/BS, 19.12.1981–04.11.2015, Müllheimerstr. 93, Basel, wurde bestattet.

Hunziker-Hauri, Margaretha, von Basel/BS, 06.02.1921–31.10.2015, Johanniterstr. 5, Basel, wurde bestattet.

Jacquemai, Karl Isidor, von Roggenburg/BL, 12.03.1932–30.10.2015, Rudolfstr. 43, Basel, wurde bestattet.

Jäschke, Gudrun Maria Martha, von Basel/BS, 01.04.1925–29.10.2015, Wettsteinallee 20, Basel, wurde bestattet.

Kilchenmann-Clément, Marinette Julie Alice, von Ersigen/BE, 20.05.1937–30.10.2015, Neuhausstr. 36, Basel, wurde bestattet.

Krasznai-Gombos, Eva Emma Iren, von Basel/BS, 12.10.1935–04.11.2015, Löwenbergstr. 6, Basel, wurde bestattet.

Krebs-Müller, Waltraut, von Pfäffi-

kon/ZH, 20.11.1932–08.11.2015, Ackerstr. 52, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 17. November 2015, 14.30 Uhr, Friedhof Hörnli.

Kühne, Erika Hildegard, von Basel/BS, 01.04.1937–29.10.2015, Bruderholzstr. 104, Basel, wurde bestattet.

Kurt-Hugentobler, Lina, von Roggwil/BE, 10.05.1917–27.10.2015, Mülhauserstr. 35, Basel, Trauerfeier: Montag, 16.11., 10.30 Uhr, APH Johanniter, Mülhauserstrasse 35.

Leisinger-Thommen, Jeannette, von Basel, 02.04.1939–03.11.2015, Pilatusstr. 28, Basel, wurde bestattet.

Savastano-Mäusli, Irma, von Grossehöchstetten/BE, 27.01.1933–04.11.2015, Holestr. 116, Basel, wurde bestattet.

Schaltenbrand-Läderich, Hedwig Anneliese, von Basel/BS, 07.08.1926–03.11.2015, Allmendstr. 40, Basel, wurde bestattet.

Scheiber-Bacher, Jeanette, von Schattendorf/UR, 03.11.1941–30.10.2015, Wasgenring 165, Basel, wurde bestattet.

Schmidli, René Max, von Basel/BS, 08.05.1940–31.10.2015, Kirchgasse 3, Basel, wurde bestattet.

Schnell-Völlmin, René, von Basel/BS, 23.02.1929–29.10.2015, Heggenheimerstr. 245, Basel, wurde bestattet.

Teuscher, Rolf, von Därstetten/BE, 07.12.1939–05.11.2015, Mülhauserstr. 35, Basel, wurde bestattet.

Vollenhals-Bitterli, Marguerite, von Basel/BS, 30.11.1918–26.10.2015, St. Johannis-Ring 122, Basel, Trauerfeier: Freitag, 13.11., 14.00 Uhr, Pflegehof St. Johann, St. Johannis-Ring 122.

Winiger-Kremo, Jolanda Franziska, von Beinwil (Freiamt)/AG, 02.10.1917–30.09.2015, Feier-

abendstr. 1, Basel, wurde bestattet.

Zuber-Cinicki, Daniel Beat, von La Chau-de-Fonds/NE, Günsberg/SO, 14.08.1943–05.11.2015, Florastr. 39, Basel, wurde bestattet.

Zwahlen, Daniel Heinz, von Rüschegg/BE, 28.01.1964–02.11.2015, Bläsiring 125, Basel, wurde bestattet.

Bettingen

Keller-Steins, Elisabeth Rosemarie Irmgard, von Deutschland, 15.03.1934–27.10.2015, Fünfeichenweg 7, Bettingen, Trauerfeier: Freitag, 13.11., 13.00 Uhr, Friedhof Bettingen.

Birsfelden

Gerber-Hauser, Fritz, von Basel/BS, 08.07.1933–07.11.2015, Am Stausee 14, Birsfelden, Abdankung: Dienstag, 24.11., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Birsfelden.

Handschin-Immelin, Charlotte Maria, von Arisdorf/BL, 10.06.1931–04.11.2015, Hardstr. 71, Birsfelden, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Kaufmann, Ruth, von Möhlin/AG, 16.05.1942–07.11.2015, Schulstr. 24, Birsfelden, Abdankung im engsten Familien- und Freundeskreis.

Frenkendorf

Berger-Schafroth, «Elsa» Erika, von Mairsprach/BL, 24.06.1930–01.11.2015, (wohnhaft gewesen in Füllinsdorf, Seniorenzentrum Schönthal), Frenkendorf, Beisetzung im engsten Familienkreis.

Pauletti, Vittorio, von Italien, 24.10.1942–07.11.2015, Fasanenstr. 35, Frenkendorf, Abdankung: Freitag, 13.11., 15.00 Uhr, röm.-kath. Kirche Liestal.

Schweizer-Tschudy, «Mariette» Andrée, von Glattfelden/ZH, 06.10.1926–27.10.2015, (mit Aufenthalt in Ormalingen, Zentrum Ergolz), Frenkendorf, wurde bestattet.

Lausen

Lendjel-Madjar, Iona, von Lausen/BL, 21.04.1956–07.11.2015, Hupperstr. 72, Lausen, Bestattung: Dienstag, 17.11., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhofhalle.

Noth-Weber, Adolf Anton, von Jens/BE, 26.03.1937–06.11.2015, (wohnhaft gewesen in Ormalingen, APH Zentrum Ergolz), Lausen, Abdankungsfeier: Dienstag, 01.12., 14.00 Uhr, ref. Kirche Lausen.

Münchenstein

Büchle-Wirz, Alfred Max, von Münchenstein/BL, Basel/BS, 12.08.1925–10.11.2015, Pumpwerkstr. 3, Münchenstein, Abdankung: Mittwoch, 18.11., 14.00 Uhr, ref. Dorfkirche, Kirchgasse 2, Münchenstein Dorf, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Gysin-Kiefer, Max, von Bretzwil/BL, 05.06.1937–03.11.2015, Akazienstr. 7, Münchenstein, Abschied im engsten Familienkreis.

Stohler-Huggel, Peter, von Pratteln/BL, Basel/BS, 10.10.1922–04.11.2015, (wohnhaft gewesen in Arlesheim, Bromhübelweg 15), Münchenstein, Abschied im engsten Familienkreis.

Weiss-Lötscher, Frida Adelheid, von Zürich/ZH, 02.07.1919–24.10.2015, Pumpwerkstr. 3, Münchenstein, wurde bestattet.

Wymann-Dörr, Hans (Jean), von Sumiswald/BE, 15.01.1932–04.11.2015, Lärchenstr. 34, Münchenstein, Abschied im engsten Familienkreis.

Muttenz

Bürki-Siegrist, Walter, von Langnau im Emmental/BE, 30.12.1932–02.11.2015, Gründenstr. 60, Muttenz, Urnenbeisetzung findet auswärts im engsten Familienkreis statt.

Galliker-Steinmann, Emilie, von Bero-münster/LU, 24.02.1931–26.10.2015, (mit Aufenthalt in Pratteln, APH Madle), Muttenz, wurde bestattet.

Hartel-Hess, Myrtha, von Pratteln/BL, 30.01.1942–22.10.2015, Freidorf 26, Muttenz, Urnenbeisetzung: Freitag, 13.11., 14.00 Uhr, Friedhof Muttenz, anschliessend Trauerfeier in der ref. Kirche St. Arbogast, Muttenz.

Regenass-Meyer, Max Eduard, von Niederdorf/BL, 07.06.1942–04.11.2015, Freidorf 120, Muttenz, wurde bestattet.

Pratteln

Kappeler-Vögele, Rosa, von Leibstadt/AG, 01.01.1924–08.11.2015, (wohnhaft gewesen in Thürnen, APH Jakobshaus), Pratteln, Abdankung: Montag, 16.11., 14.00 Uhr, Besammlung Friedhof Blözen, Abdankungskapelle.

Schoffel, Hansueli, von Basel/BS, 16.06.1936–04.11.2015, Burggartenstr. 34, Pratteln, Abdankung und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Vögtlin-Porret, Paul Ernst, von Basel/BS, Buus/BL, 22.08.1937–06.11.2015, Mayenfeserstr. 71, Pratteln, Trauerfeier: Freitag, 13.11., 14.00 Uhr, ref. Kirche, Schauenburgerstr. 3, Beisetzung vorgängig im engsten Familienkreis.

Reinach

Erb, Joseph, von Basel/BS, Metzleren-Mariastein/SO, 11.08.1923–30.10.2015, General Guisan-Str. 14, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Heitz-Graf, Hans Ruedi, von Basel/BS, 11.11.1939–06.11.2015, Hochwaldstr. 4,

Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Riehen

Ferreira-Gomez, Juan Manuel, von Spanien, 24.02.1961–03.11.2015, Acussere Baselstr. 324, Riehen, wurde bestattet.

Lauber-Schmid, Ursula, von Basel/BS, 12.12.1944–31.10.2015, Im Glögglihof 11, Riehen, wurde bestattet.

Streit-Aellen, Rudolf, von Köniz/BE, 27.02.1922–31.10.2015, Inzlingerstr. 230, Riehen, wurde bestattet.

Mit dem Ja zur Finanzhilfe handelt das Parlament im eigenen Interesse und beweist staatsmännische Souveränität.

“

Die grüne Grossrätin Mirjam Ballmer prägte während der Grossratsdebatte zur Finanzhilfe an den Kanton Baselland das Wort des Tages: «Aussergewöhnliche Probleme verlangen nach aussergewöhnlichen Massnahmen.» So abgegriffen der Spruch wirkt, so angebracht ist er.

Denn es ist tatsächlich eine aussergewöhnliche Massnahme, welche die Basler Regierung dem Parlament zur Beschlussfassung vorgelegt hat. Der reiche Stadtkanton, der seit Jahrzehnten darum kämpft, dass seine Zentrumsleistungen vom ehemals ebenso reichen Landkanton besser abgegolten werden, greift selber ins Portemonnaie. Und damit dem nicht mehr so wohlhabenden Partner mit 80 Millionen Franken unter die Arme.

Es handelt sich aber nicht um Entwicklungshilfe. Und schon gar nicht um eine Geiselnahme oder um eine erfolgreiche Erpressung seitens des Baselbiets; diese Schlagwörter und Vorwürfe stammen aus den Voten, die an der Grossratsdebatte aus der rechten Ratshälfte zu hören waren.

Es ist «eine Investition in die Wirtschaftsregion Basel», wie SVP-Grossrat Heinrich Überwasser als Abwechler seiner Fraktion zu Recht sagte. Um eine Investition zugunsten der Universität und der Kultur als identitäts- und prosperitätsstiftende Pfeiler des Grossraums Basel, wie die Regierung dem Parlament glaubhaft versichern konnte.

Die grosse Mehrheit hat sich dazu bewegen lassen, die Ressentiments gegen den Partnerkanton beiseite zu legen.

Der Grosse Rat folgte erstaunlich deutlich. Dass die SVP dem Deal mehrheitlich nicht zustimmte, überrascht nicht – das gehört zum Oppositions-Duktus dieser Partei. Dass die Gewerkschaftsvertreterinnen aus den Reihen der BastA! am lautesten mit den Zähnen knirschten, lag ebenfalls auf der Hand, hatte doch die rot-grüne Regierung vor nicht allzu langer Zeit Abstriche bei den Sozialleistungen vorgenommen.



Dominique Spirgi ist Redaktor der TagesWoche. tageswoche.ch/+jacrx

Keinen guten Eindruck hinterliess aber die FDP, die mit einem Minderheitsantrag für eine Rückweisung des Geschäfts plädierte und sich mit ebenso kleinlich-trotzigen wie chancenlosen Änderungsanträgen in Szene zu setzen versuchte.

Die grosse Mehrheit des Grossen Rats zeigte sich aber von der souveränen und staatsmännischen Seite. Die Parlamentarier, die anfänglich von der Ankündigung des Deals vielleicht ebenso verblüfft waren wie viele andere Baslerinnen und Basler, haben Nutzen und Schaden offensichtlich genau abgewogen. Und sie haben sich dazu bewegen lassen, die Ressentiments gegenüber dem Partnerkanton beiseite zu legen und über den eigenen, lokalchauvinistischen Schatten zu springen.

Ein weiteres Wort der Debatte prägte Erziehungsdirektor Christoph Eymann: «Für eine funktionierende Partnerschaft

braucht es zwei Partner, für das Scheitern reicht einer.» Basel-Stadt kann es sich leisten, für einmal nicht den kostengünstigsten, sondern den faktisch am meisten versprechenden Weg einzuschlagen und sich so als verlässlicher Partner zu positionieren.

Weiterlesen

BDP relativiert Referendumsdrohung, S. 23

Letztes Wort noch nicht gesprochen

Das letzte Wort in dieser Sache ist aber noch nicht gesprochen. Solange die Referendumsfrist läuft, ist die Vereinbarung nicht unter Dach und Fach. Und auch der Baselbieter Landrat muss die vereinbarten Bedingungen noch erfüllen. Dabei geht es um die Uni-Pensionskasse und die gemeinsamen Trägerschaften des ETH- und des Tropeninstituts.

Und auch die Ratslinke, die nun so geschlossen der Regierung gefolgt ist, wird sich wieder zu Wort melden. Spätestens an der Budgetdebatte im Dezember werden vor allem die SP und die BastA! darauf pochen, dass es sich der Kanton, der genügend Geld für den Partnerschaftsdeal aufbringen kann, auch leisten kann, die eine oder andere Sparmassnahme im Sozial- und Personalbereich zurückzunehmen. Die Debatte um den Partnerschaftsdeal ist also nicht zu Ende. Im Gegenteil: Sie wird in wenigen Wochen ihre indirekte Fortsetzung finden. x

”

Rathaus Basel: Partner unterstützen sich gegenseitig.

FOTO: DOMINIQUE SPIRGI



Zirkus-Standplatz

Knie und Nock sollen an den Stadtrand

von Dominique Spirgi

Zu den grossen Traditionen Basels gehört, dass die Zirkusse Knie und Nock alljährlich ihre grossen Zelte auf der Rosentalanlage aufschlagen. Damit soll nun in wenigen Jahren Schluss sein. Weil die Anlage zum «Grün- und Freiraum» für die Quartierbevölkerung aufgewertet werden soll, müssen die Artisten und dressierten Tiere weichen.

Die Regierung hat sich deshalb auf die Suche nach einem neuen Standort gemacht und ist auf dem Parkplatz neben der St. Jakobshalle fündig geworden. «Auf dem Parkplatz St. Jakob kann das Ziel, einen multifunktionalen Veranstaltungsort auch für Open Airs, Konzerte, Outdoorsportveranstaltungen etc. zu etablieren, ideal erfüllt werden», schreibt die Regierung.

Da der Parkplatz auf seiner ganzen Fläche mit Platanen bepflanzt ist, würde er sich aus heutiger Sicht aber lediglich im geografischen Sinne eignen. «Ein Teil der Bäume müsste gefällt werden», sagt der zuständige Projektleiter vom Basler Planungsamt, Silvan Aemisegger. Allzu grosse Probleme sieht er damit nicht auf sich zukommen: «Der Parkplatz befindet sich auf

Münchensteiner und damit auf Baselbieter Boden, die Bäume sind deshalb nicht geschützt, wie sie es in Basel-Stadt wären.» Ausserdem seien einige Bäume ohnehin krank.

Die Regierung möchte den Platz neben der Halle nicht nur als neuen Standort für Zirkusse nutzen. «Indem der neue Zirkusstandort auch Veranstaltungsort für weitere Grossveranstaltungen werden soll, kann sich die «Marke» St. Jakob im regionalen und nationalen Standortwettbewerb noch besser positionieren», schreibt sie in der Medienmitteilung.

Frühestens 2019 bezugsbereit

Auch auf der Rosentalanlage sollen künftig noch Zirkusse gastieren können, «aber nur kleinere Zirkusse wie der Jugendzirkus Basilisk», wie Aemisegger sagt. Während der Herbstmesse soll die Anlage weiter im bisherigen Ausmass genutzt werden können.

Die Regierung hat Immobilien Basel-Stadt mit der Ausarbeitung eines Vorprojekts beauftragt. Das Vorprojekt soll bis 2016/2017 die konkreten Umgestaltungsmaßnahmen vorgeben. An eine sofortige Umsetzung ist dann aber noch nicht zu denken. Denn zuerst müssen die umfassende Sanierung und der Ausbau der St. Jakobshalle abgeschlossen sein, sodass der erste Zirkus seine Zelte frühestens 2019 am neuen Ort aufschlagen können.

Der betroffene Zirkus Knie kann zum neuen Standort so kurzfristig noch nicht Stellung nehmen, wie Sprecher Peter Kuchler auf Anfrage mitteilte.

tageswoche.ch/+08ags

Zahl der Woche

13,4

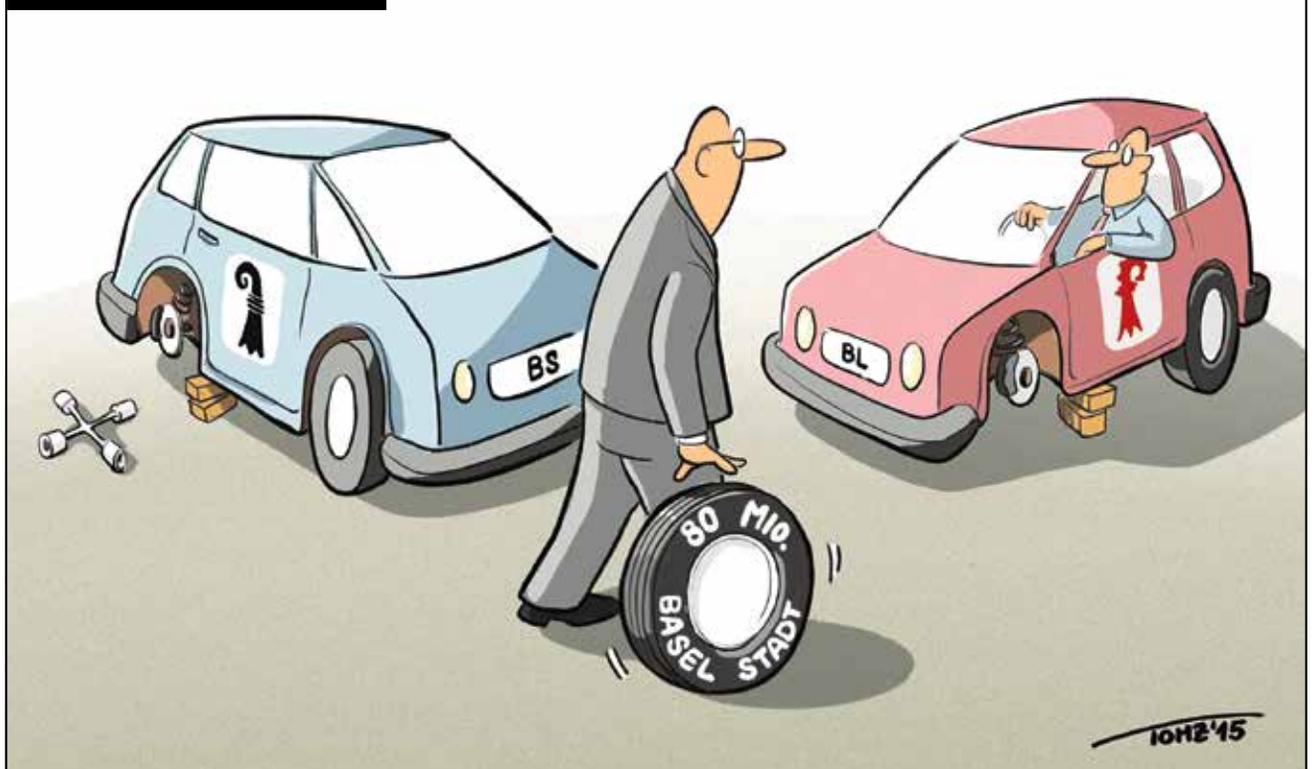
von Hannes Nüsseler

Damit die Füsse schön kalt bleiben auf der Basler Kunsteisbahn Eglisee, braucht es dringend eine neue Kälteanlage. Die 13,4 Millionen Franken, die der Grosse Rat zur Sanierung der Anlage gesprochen hat, drehen aber noch eine Pirouette mehr: Denn wo Kälte erzeugt wird, fällt im Gegenzug auch Wärme an – Wärme, die für den Unterhalt einer Traglufthalle genutzt werden kann, in der ab Dezember 2017 parallel zum Eisbetrieb auch geschwommen werden soll.

Die Eglisee-Sanierung an sich war unbestritten. Mehrere Stimmen warben allerdings für den Erhalt der Kunsteisbahn Margarethen mit ihrer ebenfalls veralteten Eisanlage. Erziehungsdirektor Christoph Eymann erinnerte dagegen an den hohen Energiebedarf, der Trend gehe deshalb in Richtung Halle. Die SP beantragte, in einer Parlamentarischen Erklärung festzuschreiben, dass das Traglufthallen-Becken im Eglisee nicht nur Vereinen, sondern auch der Öffentlichkeit zur Verfügung stehen soll.

tageswoche.ch/+9hixi

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.



Übergabe der Petition im Hof des Basler Rathauses.

FOTO: DOMINIQUE SPIRGI

Kulturvertrag

Unterschriften eingereicht gegen Kündigung

von Dominique Spirgi

Es ist eine stattliche Gruppe, die sich im Hof des Basler Rathauses zusammengefunden hat: Mit ernststen Mienen haben sich Vertreterinnen und Vertreter der 16 Kulturinstitutionen, die auf Gelder aus der gefährdeten Kulturvertragspauschale angewiesen sind, hinter den Paketen mit den Unterschriften gruppiert. Und im Hintergrund spielt ein Bläser-Oktett des Sinfonieorchesters Basel die «Fanfare pour un jubilé» von Jean-François Michel.

Wirklich Grund zum Jubilieren haben die Kulturschaffenden eigentlich nicht. Oder doch? Es ist ein stattlicher Paketstapel, welcher der Staatskanzlei übergeben wurde. 27600 Unterschriften sind in nur einem Monat zusammengekommen. Und das nicht etwa online, sondern auf Papier. Diese hohe Anzahl an Unterschriften sei ein klares Zeichen dafür, «wie stark das Interesse der Bevölkerung der beiden Kantone Basel-Landschaft und Basel-Stadt am vielfältigen, qualitätsvollen Kulturangebot ist», schreiben die Petenten.

Den Kulturvertrag retten

Die Petition wurde vor dem Hintergrund lanciert, dass Baselland ankündigte, die Kulturvertragspauschale, namentlich die Beiträge an kulturelle Zentrumsleistun-

gen in der Stadt, von aktuell zehn auf fünf Millionen Franken zu halbieren. «Zahlreiche regionale Kulturinstitutionen sind akut in ihrer Existenz bedroht», schreiben die Betroffenen in ihrer Petition. Die Petition richtet sich an beide Basler Regierungen. Am Donnerstag, 19. November, werden die Unterschriftenbögen auch in Liestal überreicht.

So akut ist die Bedrohung, zumindest zeitlich gesehen, nicht mehr – falls der Partnerschafts-Deal zwischen den beiden Basel zustande kommt. Aber es handelt sich lediglich um einen Aufschub von vier Jahren. Grund zur Beruhigung ist das für die Betroffenen nicht, sie erhalten wie die Basler Regierung ganz einfach Zeit, ihre Unverzichtbarkeit zu betonen.

Existenzielle Frage

«Wir verstehen die Petition auch als klares Plädoyer für den Kulturvertrag», sagt Uwe Heinrich vom Jungen Theater Basel nicht zuletzt auch an die Adresse des Basler Präsidialdepartements. Dieses liebäugelt damit, den Kulturvertrag durch einen Lastenausgleichs-Vertrag nach dem Muster von Vereinbarungen in den Grossräumen St. Gallen und Zürich zu ersetzen.

Betroffen sind etablierte Institutionen, wie das Theater Basel oder das Basler Sinfonieorchester, traditionelle kleine Kulturhäuser wie das Basler Marionettentheater, spezielle Fördermassnahmen wie für den Rockförderverein und innovative Angebote wie das Junge Theater Basel oder der Gare du Nord.

Zum Teil sind es Institutionen, die heute zu 100 Prozent aus der Kulturvertragspauschale staatlich finanziert werden. Eine Halbierung der Beiträge würde für sie das unwiderrufliche Aus bedeuten.

tageswoche.ch/+x3s62

Partnerschaftsdeal

BDP relativiert Referendumsdrohung

von Yen Duong

So viel Aufmerksamkeit von der Regierung erfährt Hubert Ackermann normalerweise nicht. Der Präsident der kleinen Basler BDP ist es sich eigentlich gewohnt, von der Exekutive nicht wahrgenommen zu werden. Nun wird die BDP plötzlich umgarnt.

Denn nun reden die Regierungsräte auf ihn ein, und wie es scheint mit Erfolg. Ackermann tönt ganz anders als vor einer Woche, als er empört bekanntgab, auch im Alleingang ohne die SVP das Referendum gegen den 80-Millionen-Deal ergreifen zu wollen. «Ich bin mittlerweile skeptischer», sagt Ackermann.

Dreistimmiges Zureden

Viel ist in dieser Zeit passiert. Gleich drei Regierungsräte nahmen nach dieser Ankündigung das Gespräch mit der BDP auf, um der Partei von einem Referendum gegen den inzwischen vom Grossen Rat abgesetzten Deal abzuraten.

Mit Finanzdirektorin Eva Herzog gab es ein Telefongespräch, mit Erziehungsdirektor Christoph Eymann einen E-Mail-Austausch, und Gesundheitsdirektor Lukas Engelberger bat gar zum persönlichen Treffen. «Es konnte uns dabei ziemlich genau erklärt werden, was hinter diesem Deal steckt und wieso es so weit gekommen ist», so der BDP-Präsident.

Man wolle nächste Woche an einer Vorstandssitzung entscheiden, ob man das Referendum ergreifen werde oder nicht. «Das Referendum ist nicht vom Tisch, aber die Gespräche mit der Regierung haben mich schon sehr zum Grübeln gebracht.» Denn an den 80 Millionen hänge viel, bei einem Referendum stehe also viel auf dem Spiel. «Die Situation ist schwierig für uns», sagt Ackermann.

Chancen 50 zu 50

Laut Vizepräsident Michel Schielly stehen die Chancen für ein Referendum 50 zu 50. «Wir sind schon kritischer, weil wir aus erster Hand von der Regierung über den Deal informiert wurden. Aber es gibt auch viele positive Rückmeldungen aus der Bevölkerung.» Viele würden ein Referendum begrüßen, da sie darüber abstimmen wollen – das gelte es bis nächste Woche abzuwägen, so Schielly.

Es sei ihm ein Anliegen gewesen, sagt LDP-Regierungsrat Christoph Eymann, «die BDP vollständig zu informieren, wie die Vereinbarung genau zustande gekommen ist». Zumal ein Referendum die Uni «akut in Gefahr» bringen würde.

tageswoche.ch/+3bbw1

Bildstoff**360°**

tageswoche.ch/360

Lesbos

Tausende von Schwimmwesten liegen auf einer griechischen Depo- nie. In Sicherheit sind die Flüchtlinge, die sie trugen, aber noch lange nicht.

ALKIS KONSTANTINIDIS/
REUTERS

**Gaza**

Eine weitere Szene aus dem biblischen Dauerbrenner «David gegen Goliath», hier aufgeführt von einem palästinensischen Protestler.

IBRAHEEM ABU MUSTAFA/
REUTERS

**Auckland**

Der Prinz von Wales hat sich nicht selber mit fremden Federn geschmückt, die Maori haben das für ihn beim traditionellen Empfang übernommen.

NIGEL MARPLE/REUTERS





Bento Rodrigues

Beim Dambruch in einer brasilianischen Mine wurde ein ganzes Dorf unter Giftschlamm begraben. Sechs Menschen kamen dabei ums Leben.

RICARDO MORAES/
REUTERS



New York

Das Plustern ist gewöhnlich eine Aufgabe für Gockel, aber Victoria's Secret nimmt es nicht so genau: Hauptsache, die Federn verhüllen nicht ihre Models.

LUCAS JACKSON/
REUTERS



Für die «beste Armee der Welt» können ein paar zusätzliche Zivis kein ernsthaftes Problem bedeuten.

Überflüssige Sturmwarnung

Vor rund einem Monat feuerte Armeechef André Blattmann eine publizistische Platzpatrone ab. Er erklärte, dass der Armee Soldaten verloren gingen, nämlich jedes Jahr 5500 Leute, die sich in den Zivildienst einteilen lassen. Das könne so nicht weitergehen.

Aufgeseucht hatte ihn der Parlamentsentscheid vom 15. September, Zivildienstleistende künftig auch in Schulen einzusetzen. Dadurch würde der Ersatzdienst noch attraktiver. Eine Attraktivitätssteigerung lag allerdings nicht in der Absicht des Parlaments. Sie wäre bloss ein allfälliger Nebeneffekt des Versuchs, ein zusätzliches Betätigungsfeld für die vielen Zivis zu finden.

Ob der Schuleinsatz nicht geschulter Hilfskräfte eine gute Sache ist, soll hier nicht diskutiert werden. Gegen den Lehrkräftemangel kann das nur eine kurzfristige Notmassnahme sein. Vielsagende

Wird hier ein Kind zum Armeegegner gemacht? Künftig sollen Zivis auch in Schulen arbeiten.

FOTO: KEYSTONE



Vorbehalte gehen eher dahin, dass Schulzivis mit ihrer antimilitärischen Haltung die ihnen anvertrauten Kinder anstecken und mit der Präferenz für zivile Dienste ein schlechtes Vorbild abgeben könnten.

Das revidierte Zivildienstgesetz bringt weitere Neuerungen: Zum Beispiel im landwirtschaftlichen Einsatz eine begrüssenswerte Beschränkung auf Betriebe, die Biodiversitäts-, Kulturlandschafts- oder Landschaftsqualitätsbeiträge beziehen und Investitionshilfen für Strukturverbesserungen erhalten. Eine weitere Verbesserung besteht darin, dass die Zivis für alle ihre Einsätze ausgebildet werden müssen. Bisher galt dies nur für Dienstleistende im Bereich der Menschenpflege.

Zivildienstleistungen sind keine «Schoggijobs» für «Drückeberger», wie die Stahlhelmfraktion gerne moniert.

Zivildienst kann übrigens auch im Ausland im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit absolviert werden. Alles in allem sind das keine «Schoggijobs» für «Drückeberger», wie die Stahlhelmfraktion gerne moniert.

Blattmanns Hauptproblem besteht darin, dass der Militärdienst laufend an Attraktivität verliert und der Zivildienst immer attraktiver wird. Man fragt sich darum, ob und wie man dieser Entwicklung begegnen soll. Ist auch hier ein postmaterieller Wertewandel am Werk, der zivile Dienste als sinnvoller einstuft als den traditionellen Militärdienst? Forstarbeit, statt im Wald gut getarnt einem supponierten Feind aufzulauern? Es gibt allerdings noch immer genug junge Männer (und ein paar Frauen), die den Armeebetrieb als Abwechslung zum laxen Zivilleben (fast wie Abenteuerferien) attraktiv finden.

Droht eine Armee ohne Soldaten?

Wer sich den «Luxus» Zivildienst leisten will, muss mehr Zeit aufwenden als Leute, die Militär machen. Der Zivildienst dauert eineinhalb Mal so lange: maximal 390 Tage statt derzeit total 260 Tage Militärdienst. Die Mindestdauer beträgt 26 Tage am Stück; bei vielen Pflichtenheften auch zwei bis sechs Monate.

Der Zivildienstverband Civiva möchte diesen sogenannten Tatbeweis-Faktor von 1,5 auf 1,3 oder 1,2 senken. Der Präsident der Schweizerischen Offiziersgesellschaft (SOG) auf der anderen Seite will dagegenhalten. Er beschwor in der NZZ das Bild einer «Springflut», weil zu viele potenzielle Soldaten an den Zivildienst verloren gehen. Er verweist auf den Volksentscheid vom Herbst 2013, welcher der Aufhebung der Wehrpflicht mit 73,2 Prozent eine Abfuhr erteilt hat. Im Spannungsfeld der gegensätzlichen Positionen muss eine bundes-

rätliche Studiengruppe nun bis Frühjahr 2016 eine Lagebeurteilung vornehmen.

Es ist angebracht, einen kurzen, aber aufschlussreichen Blick zurück in die Geschichte des Zivildienstes zu werfen. In der Wortmeldung des Korpskommandanten und Berufsoffiziers Blattmann könnten ältere Vorbehalte eher grundsätzlicher Art gegen den Zivildienst mitschwingen.

Langer Kampf um den Ersatzdienst

Der Wehrersatzdienst ist 1992 auf Verfassungsebene und 1996 auf Gesetzesebene eingeführt worden – das heisst, zu einem für die Schweiz typisch späten Zeitpunkt. Bis dahin mussten jedes Jahr mehrere Hundert Militärdienstverweigerer mehrmonatige Gefängnisstrafen absitzen. Es kam zu spektakulären Prozessen, in denen auch Prominente wie der Basler Philosoph Hans Saner die Verteidigung übernahmen.

Der Kampf gegen die Kriminalisierung der Dienstverweigerung aus Gewissensgründen ist alt. Das Projekt eines allgemeinen Ersatzdienstes wurde 1969 von Lehrern des Gymnasiums Münchenstein an die Hand genommen. Es mündete in eine Initiative, bei der schon das Zustandekommen als Wunder bezeichnet wurde, wie auch das Resultat der Volksabstimmung von 1977 mit immerhin 37 Prozent unterstützenden Ja-Stimmen.

Der nachgeschobenen Tatbeweis-Initiative erging es 1984 noch schlechter. Den Durchbruch brachte erst die auf den Basler SP-Politiker Helmut Hubacher zurückgehende Verfassungsänderung, die 1992 mit 82,5 Prozent Ja-Stimmen gutgeheissen wurde. Warum jetzt? Warum nicht schon früher? An diesem exemplarischen Geschäft könnte man studieren, wie es in der Schweiz zu Reformen kommen kann.

Seit der Einführung des Wehrersatzdienstes 1996 wurden 48 450 Zulassungsgesuche eingereicht und davon 46 110 bewilligt. Die Ablehnungsquote von 8,9 Prozent fiel 2009 auf null, weil von da an die sogenannte Gewissensprüfung wegfiel. Was nach der Blattmann-Warnung vor allem interessieren kann, ist der generelle Trend. Mit dem Wegfall der Prüfung schnellten die Zulassungen von etwa 1600 auf rund 6700 im Jahr 2010 hoch. 2011 fielen sie wegen einer Ordnungsrevision wieder auf 4670 und stiegen von da an kontinuierlich an auf 5757 im vergangenen Jahr.

Stellt man auf die Zahl der Dienstage pro Jahr und der Einsatzplätze ab, kann man wohl eine beeindruckende Zunahme feststellen: von 11 524 Dienstagen (1996) auf 1334 000 (2013) und von 3029 Plätzen (1999) auf 13 395 (2013). Bis 2018 rechnet der Bund mit einem Bedarf von über 17 000 Plätzen. Darum die anvisierte Erweiterung der Einsatzbereiche.

Alarmierend müsste dies auch aus der Sicht der Armee beziehungsweise der militärischen Landesverteidigung nicht sein. Im modernen Kriegshandwerk gibt es ohnehin eine Entwicklung weg von Quantität hin zur Qualität. Das bedeutet übrigens auch ein Zurück zu den Verhältnissen

vor dem Aufkommen der Massenheere im Zusammenhang mit der Französischen Revolution.

Der Schweiz beschert dies wegen der allgemeinen Wehrpflicht (Artikel 59 der Bundesverfassung) ohnehin ein Problem. Der Pauschalbestand der Armee ist von einst rund 800 000 Mann auf etwa 140 000 geschrumpft, dies bei einer Tauglichkeitsquote von etwa 60 Prozent.

Mehr als die Hälfte entscheidet sich während oder nach der RS gegen den Militärdienst. Die Verantwortlichen müssten alarmiert sein.

Was die Militärverantwortlichen alarmieren müsste, ist vielmehr der Zeitpunkt, zu dem die jungen Leute sich für den Zivildienst und gegen den Militärdienst entscheiden. Weniger als die Hälfte (45,5 Prozent) tun es vor der Rekrutenschule, also eher aus grundsätzlicher Haltung. Und mehr als die Hälfte tun es während der Rekrutenschule (8,7 Prozent) oder danach (45,8 Prozent), also bereits mit Militärerfahrung.

Sicher können nicht alle diese Abgänge als Resultat einer skrupulösen Sinnklärung gedeutet werden, es können auch illusionäre Bequemlichkeitsüberlegungen im Spiel sein. Aber es gilt, was ein Leserbriefschreiber im «Bund» vom 15. September 2015 bemerkt hat: «Nicht der Zivildienst sollte unattraktiver, sondern das Militär attraktiver gemacht werden. Nur so gelingt es vielleicht, mehr junge Männer für das Militär zu begeistern. (...) Das Argument der SVP, dass der Zivildienst nicht noch attraktiver gemacht werden dürfe, erscheint mir lächerlich.»

Auf zum Wettbewerb der Systeme

Nachschieben kann man, dass unser grossmäuliger Verteidigungsminister im Dezember 2008 bei Amtsantritt die «beste Armee der Welt» haben wollte. Was ist daraus geworden? Dem aktuellen «Global Firepower Index» ist zu entnehmen, dass die Schweiz von 126 erfassten Ländern an 30. Stelle steht. Ueli Maurer könnte entgegennehmen, dass es da vor allem um Budget und Ausrüstung gehe und Parlament und Volk diese festlegen würden.

Doch die Qualität einer Armee misst sich auch an weichen Kriterien: an Einstellung, Ausbildung, Dienstklima, Betriebskultur. Und da könnte, wie gesagt, die Zivildienstquote ein Indikator sein. Auch aus neoliberaler Sicht müsste man den Wettbewerb der Systeme eigentlich gutheissen. Die Dienstpflicht an sich soll aber bleiben, und es liesse sich heute auch argumentieren, dass die im Grunde nicht nur für Männer gelten sollte.

tageswoche.ch/+nxevq

Online



tageswoche.ch/
tehmeh/
Georg Kreis

Der Zukunftsforscher macht sich hauptberuflich Sorgen. Und er warnt: «Wir brauchen Regeln, das nächste Uber wird ein Biotech-Unternehmen sein.»

«Was wird schiefgehen?»

von Matthias Oppliger

An Konferenzen mit dem Wort «Innovation» im Titel herrscht diese ganz eigentümliche Stimmung. Jeder stellt sich mit Vornamen vor, gebügelte Hemden werden mit Hoodies kombiniert und irgendwo steht immer eine Retro-Couch. Diese Kombination hilft offenbar dabei, die kreativsten Köpfe aus der Gründer- und der Wissenschaftsszene zusammenzubringen. Ende Oktober kamen alle diese Elemente an der «Lift Basel» in der Markthalle zusammen, einer Konferenz für Unternehmer und Forscher aus dem Gebiet der Life Sciences.

Eine Veranstaltung fiel im dichten Programm thematisch aus dem Rahmen. Während anderswo über «Surgeon Superpowers» oder «Beer decoded» diskutiert

wurde, widmete sich eine Expertenrunde dem Thema Überalterung. Welche Herausforderungen bringt diese demografische Entwicklung mit sich? Welche Chancen?

Unter den Experten war auch der amerikanische Zukunftsforscher Scott Smith. Er sprach über mögliche Auswege und bedankte sich beim Publikum dafür, dass es «an einem Freitagnachmittag dabei zuhört, wie ich über das Sterben spreche». Später trafen wir Smith in einem Raum voller roter Stühle zum Interview.

Sie wurden vom Moderator bei «Lift Basel» als «reisender Futurist» vorgestellt. Das klingt nach einem wunderbaren Job.

Es ist tatsächlich ein wunderbarer Job, allerdings klingt diese Berufsbezeichnung

etwas seltsam. Ich helfe verschiedensten Organisationen dabei, komplexe Zukunftsvisionen zu entwerfen und zu verstehen, wie sich diese Organisationen weiterentwickeln könnten. Um dies tun zu können, muss ich möglichst oft rausgehen und die Welt sehen. Dann stosse ich auf neue Technologien, neue Produkte und treffe vor allem viele unterschiedliche Menschen. Nur durch das Reisen kann ich alle diese Erfahrungen machen und daraus lernen.

Wie ein Entdecker?

Ja, ein wenig. Grundlage meiner Arbeit sind Neugier und fundierte Recherche. Daneben spielt das menschliche Element eine wichtige Rolle. Es wäre ein Leichtes, die grössten Elektronikmessen zu besuchen und mich dann mit dem Gefühl zurückzu-

A man with glasses, wearing a blue shirt, a tan jacket, and blue jeans, sits on a red metal chair at a black table. He is positioned in front of a dark brick wall. The lighting is soft, highlighting his face and the texture of the brick.

Scott Smith erforscht seit über 20 Jahren Veränderungen in Politik, Wirtschaft, Technologie und Kultur. Mit seinem Team von «Changeist» berät er internationale Organisationen und Firmen dabei, wie sie sich für eine unklare Zukunft wappnen können. Zudem lehrt er an der Designhochschule IED Barcelona und schreibt für verschiedene Publikationen.

«Man muss eine Toleranz für unangenehme Fragen entwickeln», sagt Scott Smith über den Beruf des Futuristen.

FOTO: NILS FISCH



«**Hoffnungsvoll und zugleich realistisch**»: So beschreibt sich Scott Smith selbst.

FOTO: NILS FISCH

lehnen, die Zukunft gesehen zu haben. Was mich viel stärker interessiert, ist, wie die Welt und wie die Menschen neue Technologien aufnehmen und im Alltag verwenden.

Wann hat Sie zum letzten Mal etwas überrascht?

Neulich war ich zum ersten Mal in Singapur, einer sehr futuristischen Stadt. Die Gesellschaft dort ist sehr modern, gleichzeitig ist das politische System sehr repressiv. Es war interessant zu sehen, wie mit diesem Widerspruch umgegangen wird.

Wenn ich heute auf dem neuesten Stand der Technik sein will, welches Gerät muss ich mir anschaffen?

Klar könnten wir uns über die neueste iPhone-Generation unterhalten, über Oculus Rift und andere Dinge, die wir im Laden kaufen können. Spannender als den heutigen Stand der Technik finde ich jedoch die Frage, welche Technologie die Zukunft prägen wird. Mich interessieren Dinge, die heute erst auf dem Papier bestehen, in zehn Jahren aber in jedem Haushalt zu finden sein werden. Zurzeit sprechen zum Beispiel alle von 3D-Druckern, die Dinge aus Kunststoff herstellen können. Was aber ist mit biologischen 3D-Druckverfahren? Können wir organische Zellen zu Fleisch heranwachsen lassen?

Welche Fähigkeit ist wichtiger für Ihre Arbeit: eine unbegrenzte Fantasie zu haben oder die Gegenwart genau analysieren zu können?

Am wichtigsten ist es, ein Gleichgewicht dieser beiden Fähigkeiten zu schaffen. Es reicht nicht aus, schöne, fantasievolle Entwürfe einer wunderbaren Zukunft zu zeichnen. Die Szenarien können erst überzeugen, wenn sie auf einem Fundament von Daten und Beobachtungen aufbauen.

Es gibt immer eine Technologie, die gerade gehypt wird. Derzeit spricht alle Welt vom Internet der Dinge oder von selbstfahrenden Autos. Wie schaffen Sie es, nicht von diesem Enthusiasmus mitgerissen zu werden?

Ich habe mir inzwischen ein gutes Sensorium für solche meist sehr temporäre Hypes angeeignet. Ich stelle mir stets die gleichen Fragen: Auf welche Hindernisse könnte eine Innovation stossen? Was könnte schiefgehen? Welche ungewollten Konsequenzen könnten daraus entstehen?

«Ich gehe immer von der Annahme aus, dass wir die Welt verbessern können.»

Sind Sie ein Optimist?

Menschen, die mich kennen, würden diesen Begriff wohl nicht verwenden. Ich selbst würde mich als hoffnungsvollen und zugleich realistischen Menschen bezeichnen. Wer zu optimistisch wird und bloss noch die vielen wunderbaren Dinge sieht, die uns in der Zukunft erwarten könnten, läuft Gefahr, die problematischen, oft versteckten Aspekte aus den Augen zu verlieren. Ich gehe immer von der Annahme aus, dass wir die Welt verbessern können. Nicht indem wir uns auf einzelne, möglicherweise positive Entwicklungen konzentrieren, sondern indem wir stets den gerechtesten und nachhaltigsten Weg wählen.

Und trotzdem leben Sie in ständiger Sorge, dass jederzeit etwas schiefgehen könnte?

Ja, es kann einem Kopfschmerzen bereiten, wenn man darüber nachdenkt, wie viele traurige Probleme es in der Welt gibt. Wir stehen vor gewaltigen Herausforderungen, etwa der Klimaerwärmung. Dieses Thema ist so komplex, dass man versucht ist, einfach aufzugeben. Meine Arbeit unterscheidet sich nicht gross von derjenigen eines Chirurgen. Niemand findet es toll, einen Menschen aufzuschneiden. Aber man tut es, weil es das Leben dieser Person auf lange Sicht verbessert. Man muss eine Toleranz für unangenehme Fragen entwickeln. Wie soll man sonst etwas lernen?

Viele der aktuell erfolgreichsten Unternehmen wie Uber, Airbnb oder Netflix werden als «disruptiv» beschrieben. Ein Begriff, der Ihnen gar nicht gefällt. Warum nicht?

Ich halte ihn für genauso wenig aussagekräftig wie den Begriff Innovation. Kaum zwei Leute verstehen dasselbe darunter. Natürlich gibt es eine klassische, schulbuchmässige Definition von Disruption. Aber eigentlich geht es hier mehr um Dislocation, das heisst, es findet nicht ein Bruch mit alten, sondern eine Verschiebung hin zu neuen Technologien statt. Disruption ist ein unnötig aggressiver Begriff. Will ein Unternehmen einen Markt erobern, muss es die herkömmlichen Marktteilnehmer und Strukturen nicht zwingend zerstören.

Disruption als Auslöser von Evolution hat doch auch etwas Gutes.

Das haben die Ökonomen ursprünglich wohl auch gemeint, als sie diesen Begriff einführten. Es ging um die Weiterentwicklung, um den Übertritt in eine neue Art, Dinge zu tun. Niemand von uns würde im 19. Jahrhundert leben wollen. Doch Disruption ist zu einem Begriff geworden, der

als eine Art Persilschein viel zu schnell das aggressive Auftreten junger Unternehmen erklären soll. Viele dieser Start-ups haben keinen konkreten Plan, abgesehen davon, irgendetwas «zerstören» zu wollen. Dabei ist das oft nicht das Klügste. Wie viel intelligenter und nachhaltiger wäre es doch, Kooperationen und Partnerschaften einzugehen.

Warum zerbrechen Sie sich den Kopf über Semantik, also über die Bedeutung von Wörtern?

Politiker zeigen uns jeden Tag, wie mächtig Sprache ist. Wir müssen Unternehmer und Politiker beim Wort nehmen und sie zur Rechenschaft ziehen, wenn sie gewisse Dinge sagen. Nur weil eine Technologie disruptiv ist, bedeutet das noch lange nicht, dass diese Technologie der Gesellschaft etwas bringt. Viele Leute sagen: «Lasst Uber doch das Transportwesen und die Mobilität verändern, das ist eben Innovation.» Dann müssen wir uns wiederum fragen, wozu wir überhaupt noch Gesetze und Regulierungen haben.

Bald stimmen wir in Basel über ein neues Taxigesetz ab. Im Vorfeld gab es heftige Diskussionen, ob wir Uber nicht verbieten sollten. Ist das nicht ein wahnsinnig hilfloses Unterfangen?

Genau das ist das Problem. Semantik ist derart wichtig, weil Wörter zu einer Polarisierung der Gesellschaft führen können. Es ist der helle Wahnsinn, dass wir darüber diskutieren, ob wir künftig Taxis oder Uber haben wollen, dass es keine Lösung dazwischen, kein Nebeneinander geben soll. Was Uber im Grunde tut, ist Mobilität in Software zu übersetzen und somit einen integrierten, durchgehenden Service zu errichten. Sie hätten das auch tun können, ohne gegen Gesetze zu verstossen. Es wäre wohl nicht schnell genug gegangen für ihre Investoren, aber so hätte die Evolution wenigstens mit der Gesellschaft verhandelt werden können. Das nächste Uber wird eine Biotech-Firma sein. Stellen wir uns das gleiche Verhalten bei einer Firma vor, die künstliche Organismen herstellt! Die nächste Disruption wird in einem Gebiet erfolgen, in dem wir uns mehr Regeln wünschen, als dies bei Taxis der Fall ist.

Uber wird auch oft als Beispiel für die «Sharing Economy» genannt, ebenso Airbnb. In einem Video auf Youtube haben Sie gesagt, dass es einen traurigen Grund dafür gebe, weshalb diese Geschäftsmodelle zurzeit derart erfolgreich sind.

Airbnb entstand in einer Zeit, als die Weltwirtschaft viele Menschen in die Armut trieb. Also waren diese Menschen darauf angewiesen, Räume zu vermieten, um sich ihre Wohnung weiterhin leisten zu können. Den grössten Erfolg hat Airbnb in Städten, wo die Wohn- und Lebenskosten am stärksten angestiegen sind. Etwas zu vermieten oder zu verkaufen hat jedoch nichts mit «teilen» zu tun. Wenn Sie mir Ihr Fahrrad ausleihen und dafür fünf Franken verlangen, teilen Sie Ihr Fahrrad nicht mit mir, sie verkaufen mir eine Fahrt damit. Es

geht also wieder um Semantik. Teilen ist ein wichtiges Wort, es hat eine soziale und emotionale Bedeutung. Wir sollten es nicht kaputt machen, indem wir verkaufen plötzlich teilen nennen.

Werden Sie zuweilen als Linker betitelt?

Das kann schon sein. Aber es ist nicht meine Absicht, so betitelt zu werden. Ich nutze zwar Airbnb, habe jedoch noch nie ein Uber bestellt. Das kann man durchaus als politischen Akt verstehen. Meine Sichtweise ist jedoch nicht ideologisch begründet, sondern fusst auf der Überzeugung, dass wir langfristig nachhaltige Unternehmen brauchen. Uber und Airbnb können nützliche Dienstleistungen anbieten, aber das muss auf eine faire Weise geschehen, von der möglichst viele Menschen profitieren können.

«Viele Start-ups haben keinen konkreten Plan, abgesehen davon, irgendetwas < zerstören > zu wollen.»

Sie sprechen von langfristiger Nachhaltigkeit. Warum scheint das für heutige Unternehmen kein attraktives Ziel zu sein?

Der Markt ist aus den Fugen geraten. Risikokapital und der Wunsch nach möglichst grosszügiger Finanzierung überwiegen gegenüber dem Wunsch nach langfristigen, nachhaltigen Geschäftsmodellen. Ich spreche über Geschäftsmodelle, die Arbeitsplätze generieren und einen soliden, konstanten Umsatz erzeugen. Hoffentlich sind Uber und Airbnb in 50 Jahren noch auf dem Markt; aber in einer Form, die gesellschaftlichen Nutzen verspricht, Stellen schafft und Steuereinnahmen abwirft.

Sind Sie zuversichtlich, dass sich die Art, Unternehmen zu führen, in naher Zukunft verändern wird?

Es gibt Widerstand gegen rein profitgetriebene Geschäftsmodelle. Die Öffentlichkeit macht ihrem Unbehagen über die Wirtschaftsführer an vielen Orten auf der Welt Luft. Es macht es nicht besser, nur weil sich das Fehlverhalten weg von den Banken hin zu den Start-ups und schnellwachsenden, disruptiven Unternehmen verschoben hat. Wir wünschen uns wirtschaftliche Entschiede, die sich auch in zehn, zwanzig Jahren noch rechnen. Es bringt wirklich nichts, einfach auf den nächsten Kollaps zu warten.

Apropos warten: Tesla hat soeben eine Software herausgegeben, die selbstständig ein Auto lenkt. Lohnt es sich für mich noch, den Führerschein zu machen, oder soll ich warten bis selbstfahrende Autos die Regel sind? Haben Sie 90 000 Franken auf der Seite? Die Fahrzeuge werden doch sicher günstiger, wenn sich die Technologie weiterentwickelt hat.

Wollen Sie wirklich so lange warten? Vielleicht gibt es auch andere Möglichkeiten der Fortbewegung. Mir leuchtet es nicht ein, weshalb wir das ganze Mobilitätssystem umkrempeln sollten, um Platz für autonome Fahrzeuge zu schaffen. Es ist sicher sinnvoll, die riesigen LKW-Flotten durch selbstfahrende Warentransporter zu ersetzen. Aber ich sehe nicht, wie wir ganze Städte mit selbstfahrenden Privatfahrzeugen ausstatten wollen. Der Aufwand dafür ist zu gross.

Selbstfahrende Autos sind das eine, die Automatisierung geht aber noch weiter. Immer mehr Arbeiten werden von Maschinen erledigt, gleichzeitig leben die Menschen immer länger. Was bleibt da noch zu tun für uns?

Wir können uns um die vielen alten Menschen kümmern. (Lacht.) Ernsthaft: Falls wir tatsächlich bis in 20 oder 40 Jahren jede zweite Arbeitskraft durch einen Roboter ersetzen sollten, bringt das enorme Probleme mit sich. Ich bin mir allerdings überhaupt nicht sicher, ob uns das überhaupt gelingen wird. Wir arbeiten aus verschiedenen Gründen: Weil wir in unserer Aufgabe Erfüllung finden, weil wir unsere Fähigkeiten nutzen und verbessern wollen. Und dann arbeiten wir auch ganz einfach, um unsere Familie ernähren zu können. So wie unsere Gesellschaft heute aufgebaut ist, braucht es eine gewisse Anzahl Menschen, die arbeiten, Steuern bezahlen und damit das System tragen. Steigt die Arbeitslosigkeit auf 20 oder 30 Prozent, droht das Gleichgewicht zu kippen. In Spanien beträgt die Arbeitslosigkeit heute 25 Prozent. Nicht alle diese Menschen haben Umschulungen gemacht oder sind zurück an die Universität gegangen. Fazit: Es gibt immense wirtschaftliche Hindernisse, die einer solchen Automatisierung im Wege stehen.

Handelt es sich bei diesen Hindernissen um natürliche Barrieren? Oder liegt es an uns Bürgern und Konsumenten, dieser Entwicklung einen Riegel vorzuschieben?

Wir stehen heute an einem Punkt, an dem wir uns einige wichtige Fragen stellen müssen: zu Mobilität, Einkommen, Arbeit, Gesundheit und Klima. Die Antwort könnte konsequent kapitalistisch oder sozialistisch ausfallen. Wenn wir blind so weitermachen, stellt sich ein neues soziales Gleichgewicht ein, das uns nicht gefallen wird. Wir können nicht massenweise Menschen entlassen, nur weil ihre Arbeit auch von Maschinen erledigt werden kann.

Wenn Sie über neue Technologien schreiben oder nachdenken, bewegen Sie sich oft auf einem schmalen Grad zwischen Utopie und Dystopie.

Tun wir das nicht alle?

Wie halten Sie die Balance?

Ich habe Berufskollegen, die ganz klar Position beziehen, indem sie sich einer bestimmten Technologie oder Zukunftsaussicht verschreiben. Sie werden zu Lobbyisten und tun den lieben langen Tag nichts anderes, als andere von ihrer Ansicht zu überzeugen. Ich bin mir sicher, Sie und ich

haben sehr verschiedene Vorstellungen von unserer Zukunft. Deshalb werde ich Ihnen nicht meine Zukunft aufzwingen, sondern versuchen, Sie zu einer eigenen Meinung zu befähigen. Die Welt ist ein unordentlicher, komplizierter Ort voller unordentlicher, komplizierter Menschen. Jeder mit seinen eigenen Bedürfnissen.

Der Journalismus ist fundamentalen Veränderungen unterworfen und wird zunehmend kompetitiv. Welche Fähigkeit sollte ich mir aneignen, um die Konkurrenten hinter mir zu lassen?

Vor einigen Jahren wäre die Antwort wohl gewesen: «Sie sollten Datenjournalist werden.» Ich glaube daran, dass die Fähigkeit, gute Geschichten zu erzählen und diese zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort zu publizieren, noch immer die wichtigste journalistische Kompetenz bleibt. Interessante, solid recherchierte Geschichten bleiben gefragt. Die Menschen schätzen Qualität und Tiefgang.

Sie haben in einem Blogpost über Technologien geschrieben, die unsere Gefühle lesen, verstehen und darauf reagieren können. Wie lange dauert es noch, bis mein Computer ein Interview wie dieses hier für mich erledigen kann?

Die technische Möglichkeit dafür hätten Sie wohl bereits. Es gibt eine Software, die selbstständig einfache Sport- und Börsenartikel verfassen kann. Der Code wurde kürzlich veröffentlicht. Damit kann künftig ein grosser Teil des niederschweligen, zahlengetriebenen Journalismus von dieser Software übernommen werden. Doch die Frage ist: Wird der Computer je in der Lage sein, die zwischenmenschlichen, nonverbalen Signale zu lesen? Wird er je ein Gespräch steuern können, wie Sie es tun? Ich glaube nicht daran. Und selbst wenn: Eine Software wird nie intuitiv handeln und entscheiden können. Langjährige Erfahrung und handwerkliche Fähigkeiten sind sehr schwierig durch Technologie zu ersetzen.

Von Robotern zurück zu Menschen: Sie haben die weltweite Überalterung

eine «tickende Zeitbombe» genannt. Ist das nicht ein wenig drastisch?

Die demografische Entwicklung lügt nicht. Das sind Zahlen, die man nicht von heute auf morgen verändern kann. China hat erst vor Kurzem seine Ein-Kind-Politik aufgegeben, weil es gesehen hat, dass dadurch langfristig die chinesische Gesellschaft bedroht ist. In den USA fliesst bereits heute ein ungebührlich grosser Teil des Bruttoinlandproduktes in die Altenbetreuung. Die USA haben noch keine dramatisch überalterte Gesellschaft und dennoch bedroht die Situation die ganze Volkswirtschaft. Deshalb wollen die Republikaner andere Sozialleistungen einsparen, um diese Gesundheitskosten weiterhin bezahlen zu können. Wir müssen unseren ganzen Lebensstil überdenken. Wer keine staatliche Gesundheitsversorgung will, muss gesünder leben. Es ist ein kniffliges Problem.

«Die kleine Schweiz muss sich zwangsläufig mit der Frage befassen, welche Kooperationen sie eingehen soll, um voranzukommen.»

Das zudem unzählige Gründe hat.

Man nennt solche demografischen Probleme deshalb auch «Tsunamis», denn man sieht sie Jahrzehnte im Voraus kommen. Nach den Weltkriegen stieg die Geburtenrate rasant. Das hat uns zwar durch das 20. Jahrhundert gerettet, doch nun wird es zum Problem. Bis in 40 Jahren wird sich unser Leben materiell verändert haben. Jede Wette, wenn wir beide 60 oder 70 Jahre alt sind, werden wir uns an dieses Gespräch erinnern und denken: «Doch, es war tatsächlich ein riesiges Problem.» Werden wir Zugang zur Gesundheitsversorgung haben, wenn wir von anderen alten,

pflegebedürftigen Menschen umgeben sind? Wer wird sich um uns kümmern? Wer wird die Kosten übernehmen?

Wir sind sehr gut darin, beängstigende Probleme zu ignorieren. Sie haben jedoch in Ihrem Referat davon gesprochen, dass in der Überalterung ein Marktpotenzial von 15 Billionen Dollar schlummert. Müsste das nicht ausreichend Motivation sein, dieses Thema anzupacken?

Ich fände es nicht gut, wenn wir soziale Probleme künftig nur noch mit einer marktwirtschaftlichen Herangehensweise lösen würden. Das führt zwangsläufig zu einer Ungleichbehandlung. Zum Glück hängt in den meisten Ländern der Zugang zu lebenserhaltenden Massnahmen nicht davon ab, ob Patienten das Geld dafür aufbringen können. Leider ist genau das in den USA der Fall. Das ist schädlich für die Gesellschaft, es bringt die Menschen gegeneinander auf.

Sie haben sich vor Kurzem in den Niederlanden niedergelassen, weil Sie das Gefühl hatten, «weiterkommen» zu wollen. Was versprechen Sie sich von diesem Umzug?

Viele Themen, die mich beruflich interessieren, bedingen einen ganzheitlichen Ansatz. Das gilt etwa für Transportsysteme oder erneuerbare Energie. Ich will verstehen, wie die Bestandteile solcher Netzwerke zusammenarbeiten können. Ausserdem ist es gut, zuweilen den sozialen und politischen Kontext wechseln zu können. In den USA kann ich beispielsweise die ganze Flüchtlingsproblematik nur am Fernseher beobachten. Mir ist es aber wichtig, solche Themen aus erster Hand erleben zu können. Damit ich die Auswirkung einer solch gewaltigen Migrationsbewegung auf unsere Gesellschaft verstehen kann, muss es für mich mehr sein als blosser Politik oder eine Nachrichtengeschichte.

Warum haben Sie sich für Amsterdam entschieden?

An zahlreichen holländischen Universitäten passiert gerade sehr viel in diesem

ANZEIGE

Eiscafé Acero
Rheingasse 13
Schmaler Wurf
Rheingasse 10
SantaPasta
Rheingasse 47
SantaPasta
St. Johannis-Vorstadt 13
Mercedes Caffè
Schneidergasse 28
Jonny Parker
St. Johannis-Park 1
Café Frühling
Klybeckstrasse 69
Valentino's Place
Kandererstrasse 35
Restaurant Parterre
Klybeckstrasse 1b
KaBar
Kasernenareal
Volkshaus
Rebgasse 12-14
Okay Art Café
Schützenmattstrasse 11

TagesWoche To Go:

An diesen Orten liegt die TagesWoche zum Lesen und Mitnehmen auf.

Hallo
Centralbahnstrasse 14
Haltestelle
Gempenstrasse 5
5 Signori
Güterstrasse 183
Werk8
Dornacherstrasse 192
Unternehmen Mitte
Gerbergasse 30
kult.kino atelier
Theaterstrasse 7
Café-Bar Elisabethen
Elisabethenstrasse 14
Theater-Restaurant
Elisabethenstrasse 16
tibits
Stänzlergasse 4

Campari Bar
Steinenberg 7
Ca'puccino
Falknerstrasse 24
Café del mundo
Güterstrasse 158
Café St. Johann
Elsässerstrasse 40
Gundeldinger-Casino Basel
Güterstrasse 21
Da Graziella AG
Feldbergstrasse 74
ONO deli cafe bar
Leonhardsgraben 2
Confiserie Beschle
Centralbahnstrasse 9
Pfifferleh Deli Gmbh
Güterstrasse 138

Nooch
St. Jakobs-Strasse 397
Restaurant Chez Jeannot
Paul Sacher-Anlage 1
Caffè.tee.ria Paganini
Birmannsgasse 1
Van der Merwe Center
Gewerbstrasse 30, Allschwil
Jêle Café
Mühlhauserstrasse 129
Bio Bistro Bacio
St. Johannis-Vorstadt 70
Da Francesca
Mörsbergerstrasse 2
Pan e più
Grenzacherstrasse 97
Café Huguenin AG
Barfüsserplatz 6

LaDiva
Ahornstrasse 21
Restaurant Papiermühle
St. Alban-Tal 35
Bistro Kunstmuseum
St. Alban-Graben 16
Bistro Antikenmuseum
St. Alban-Graben 5
Café Spielzeug Welten
Museum Basel
Steinenvorstadt 1
Bar Cafferteria Amici miei Azzarito & Co.
Allschwilerstrasse 99
Basel Backpack
Dornacherstrasse 192



«Die demografische Entwicklung lügt nicht»: An der «Lift Basel» sprach Smith zum Thema Überalterung.

FOTO: NILS FISCH

Bereich. Es wimmelt von faszinierenden Forschungsprojekten.

Gibt es ein Thema, für dessen Erforschung Sie dringend in die Schweiz reisen müssten?

Da gibt es bestimmt vieles. Zum Beispiel höre ich viel Gutes über das Bildungssystem. Im internationalen Vergleich sind die Schweizer sehr gut ausgebildet. Mich würde etwa interessieren, welchen Einfluss das auf die Unternehmen und die Gesellschaft als Ganzes hat. Hier geschehen viele interessante Dinge im Bereich der Biotechnologie. Gut studieren liesse sich in der Schweiz auch die internationale Zusammenarbeit. Letztes Jahr war ich im Cern. Es ist hochinteressant, wie offen die staatliche Forschung dort mit Wissenschaftlern aus der ganzen Welt betrieben wird. Die kleine Schweiz muss sich zwangsläufig mit der Frage befassen, welche Kooperationen sie eingehen soll, um voranzukommen.

Genau diese Offenheit wurde in den letzten Jahren politisch heftig attackiert. Derzeit wird eine ganze Reihe von Gesetzen implementiert, die uns von Europa und dem Rest der Welt isolieren werden.

Das geschieht an vielen Orten auf der Welt. In den USA haben wir mehrere Präsidentschaftskandidaten, die davon sprechen, einen Grenzwall errichten zu wollen. Katalonien will Spanien verlassen. Alle diese Bewegungen haben ihren Ursprung in der Wirtschaftskrise der letzten Jahre. Und gleichzeitig sind solche Ideen als Kritik an der Globalisierung zu verstehen. Einerseits ist das verständlich, andererseits zerstört es auch Chancen. Offenheit ist Grundlage allen Fortschritts, egal ob es um das Erbgut,

die Wirtschaft, Software-Entwicklung oder Kreativität geht.

Nun haben wir viel über problematische Zukunftsszenarien gesprochen. Gibt es einen Bereich, in dem wir völlig unbesorgt in die Zukunft blicken können?

Ich will wirklich ungern übertrieben skeptisch wirken, aber wir befinden uns an einem Punkt, an dem sich alles rasend schnell entwickelt. Umso wichtiger ist es, dass wir weiterhin unangenehme Fragen stellen. Zuversichtlich bin ich, wenn ich mir anschau, was in der Lebensmittelindustrie passiert, etwa indem neue Eiweissquellen erforscht werden. Es wird intensiv darüber nachgedacht, wie wir in Zukunft eine immer grösser werdende Population mit immer weniger Ressourcen ernähren können. So halte ich Soylent für eine ungefährliche Erfindung, auch wenn ich es selbst nie trinken würde. In Indien wurde vor wenigen Wochen ein Soylent-Klon lanciert. Es ist enorm wichtig, dass wir einen Weg finden, Menschen zu ernähren, die keinen Zugang zu Lebensmitteln haben.

«Alles entwickelt sich rasend schnell. Umso wichtiger ist es, dass wir weiterhin unangenehme Fragen stellen.»

Soylent ist eine dieser Erfindungen, die auch aus einem Zukunftsroman stammen könnten. Haben Sie schon

mit dem Gedanken gespielt, Science-Fiction zu schreiben?

Ich habe nicht nur darüber nachgedacht, ich habe mich schon daran versucht. Meine Arbeit verlangt es manchmal, fiktive Geschichten und Szenarien zu entwerfen. Dazu arbeite ich regelmässig mit Schriftstellern aus diesem Genre zusammen. Mit Künstlern und Designern suche ich neue Wege, zukünftige Risiken und Möglichkeiten zu kommunizieren. Wenn ich heute aufhören könnte zu arbeiten, würde ich mich wohl als Schriftsteller versuchen.

Wären Ihre Geschichten eher utopisch oder dystopisch?

Weder noch. Mich interessieren Geschichten, die sich beinahe real anfühlen, sodass man sie nicht unbedingt direkt als Fiktion erkennt. Es fällt leicht, eine reine Fantasiegeschichte als Fiktion abzutun, um sich nicht länger mit den aufgeworfenen Fragen beschäftigen zu müssen.

Sie hätten doch sicher eine Botschaft, die Sie in Ihrer Literatur rüberbringen wollen. Da kann ein leichter Dreh in die eine oder andere Richtung sehr hilfreich sein.

Wahrscheinlich wären meine Geschichten aus psychologischen Gründen leicht dystopisch gefärbt. Nicht, um die Menschen zu erschrecken, sondern um sie auf die schwerwiegenden Implikationen unseres Handelns aufmerksam zu machen. Ich bin prinzipiell skeptisch gegenüber übertrieben positiven Geschichten. Es ist gesund, sich eine konstruktiv kritische Haltung anzueignen und weiterhin Fragen zu stellen. Fragen, die uns helfen, die Zukunft positiver zu gestalten.

tageswoche.ch/+ta2j4

×

Rumänien hat ukrainischen Schmugglern den Krieg erklärt. Die Marktfrau Florita wagt den Weg über die Grenze trotzdem.

Die Frau mit den Schwefelhölzern

von Silviu Mihai

So richtig kenne sie Rumänien gar nicht, jenseits des Grenzgebiets sei sie noch nie gereist, sagt Florița. Die 50-jährige Frau mit den traurigen blauen Augen macht die Inventur in ihrem Notizbuch: Vier Flaschen Sonnenblumenöl à zehn Liter, drei Tüten mit jeweils 15 Kilo Zucker, fünf Packungen Kulis, blau, rot und schwarz, Nudeln, Klopapier, Rosinen, Rattengift, Plastiksäcke und Kürbiskerne zum Knabbern.

Von letzteren ist nicht viel übrig geblieben, die verkaufen sich immer gut. Was die Kunden diesmal nicht gekauft haben, geht nächste Woche über die raue Theke aus Holzbrettern. Florița notiert alles sorgfältig auf Rumänisch – mit kyrillischen Buchstaben. Auf dem Wochenmarkt in Vicov hat sie ihre Stammkundschaft, und sie ist, ähnlich wie die anderen Ukrainerinnen, sehr beliebt.

Geboren ist die Frau in Storoșchinez, einer Kleinstadt rund 20 Kilometer nördlich

Bukowina – Buchenland – nennt sich der historische Grenzraum zwischen der Ukraine und Rumänien.

FOTO: GEORGE POPESCU



der Grenze, wo sie bis heute lebt. Doch zu Hause spricht sie immer noch Rumänisch, «wie die Grosseltern halt». Als die Rote Armee 1940 nach dem Hitler-Stalin-Pakt die nördliche Bukowina besetzte, stieg Florița Oma mit ihrem Hab und Gut und den Kindern in den Pferdewagen und floh rasch gen Süden. Aber es war schon zu spät. Die sowjetischen Soldaten hatten kurz vor Vicov die neue Grenze bereits gesperrt. Florița Opa, der sich einen Tag früher auf den Weg machte, baute sich ein neues Leben in Rumänien auf. Seine Frau und Familie mussten in der Sowjetunion bleiben.

«Nach der Schule in den 1980er-Jahren machte ich in Czernowitz eine Ausbildung zur Friseurin», erinnert sich die Frau, als sie in der Morgenkälte Kaffee aus einem Plastikbecher schlürft. Zurück in Storoschinez fand sie einen Mann und eine Stelle in einem staatlichen Friseurladen, der nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion privatisiert wurde, aber die Löhne der Mitarbeiter nur unregelmässig zahlt.

«Es gab früher viele Fabriken in Storoschinez, für Milchprodukte, für Konserven. Heute gibt es nichts mehr. Und die Leute lassen sich in der Familie die Haare schneiden, deswegen sehen sie so ungepflegt aus», stellt sie fest und verzieht dabei das Gesicht. Ihr Sohn und ihre Schwiegertochter konnten noch keine Arbeit finden, sie muss sie und deren zwei Kinder unterhalten. Ebenso wie ihren alten Vater, der vor Kurzem pflegebedürftig geworden ist.

Strengere Kontrollen

Weil im Friseurladen die Kunden und Lohnzahlungen auf sich warten lassen, kann Florița kommen und gehen, wann sie will. Mittwochs fährt sie in die Oblast-Hauptstadt Tscherniwzi, das einst multikulturelle Czernowitz, und kauft dort die Produkte, die sie am Wochenende ihren Kunden auf der rumänischen Seite der Grenze anbietet. Freitags um vier Uhr früh steigt sie, zusammen mit fünf anderen Frauen, in den Kleinbus, den ein Nachbar in Deutschland gebraucht gekauft hatte.

Seit Rumäniens

EU-Beitritt fährt Florița jedes Wochenende einen 100-Kilometer-Umweg.

Früher, als der Grenzübergang in Vicov noch offen war, dauerte es nicht so lange. Doch nach dem EU-Beitritt Rumäniens musste das Land seine Grenzen mit Nicht-EU-Staaten wie der Ukraine auf den neusten Sicherheitsstand bringen. Aber das Geld fehlte, vor allem wegen der Wirtschaftskrise und der Sparmassnahmen. Ergebnis: Florița und ihre Kolleginnen müssen jedes Wochenende einen 100-Kilometer-Umweg fahren, und ihr Mann, der auf der ukrainischen Seite des heute geschlossenen Grenzübergangs Pässe kontrollierte, wurde entlassen.

Auch die Kontrollen durch die rumänischen Beamten wurden viel strenger. In den letzten Jahren erklärten die Politiker in Bukarest dem Schmuggel und der kleinen Steuerhinterziehung auf den Märkten mehrmals den totalen Krieg. Für Florița, die deshalb ihren Nachnamen nicht abgedruckt sehen will, bedeutet das immer neue «Erhöhungen der Schmiergelder» an der Grenze und diverse Schikanen durch die Dorfpolizei in Vicov.

Florița fühlt sich weder Rumänien noch der Ukraine so richtig zugehörig.

Mittlerweile hat sie als Rumänischstämmige den Pass bekommen, den sie diesseits der Grenze stolz zeigt. Sonst hätte sie, wie viele andere, ewig vor dem rumänischen Konsulat in Czernowitz auf ein Visum warten müssen, das wegen «kleiner Steuerhinterziehung» entzogen werden könnte. In der Ukraine wiederum könnte ihr der neue Pass zum Verhängnis werden, das Land verbietet die doppelte Staatsangehörigkeit.

Florița fühlt sich weder Rumänien noch der Ukraine so richtig zugehörig. Sie möchte vielmehr, wie sie sagt, in Ruhe gelassen

werden und sich unbehelligt auf dem Markt etwas dazuverdienen. Rund 150 Euro macht sie an einem Wochenende, das ist ungefähr so viel wie ihr Monatslohn, wenn der Friseurladen zahlt. Die Dorfbewohnerinnen in Vicov sehen das genauso. Für sie sind der Zucker und die Streichhölzer aus der Ukraine eine günstige Alternative zu den meistens westeuropäischen Supermarktprodukten, die in den letzten Jahren oft unbezahlbar geworden sind.

Frisches Gemüse und Grenzpolizei

Der andauernde Konflikt in der östlichen Ukraine hat viele Bürger noch tiefer in die Armut getrieben, und die wirtschaftlichen Reformen, welche die EU und der IWF von dem maroden Staat verlangen, haben ihrerseits hohe soziale Kosten. In Russland können die Westukrainer nicht mehr arbeiten, auch wenn sie es wollten. Und in die EU dürfen sie ohne Visum nicht einreisen.

Florița empfindet dies als ungerecht, aber «sich immer beschweren hilft nichts». Jeder müsse klarkommen, sich notfalls einen anderen Pass besorgen oder halt Schwefelhölzer verkaufen. Es ist ein kalter Tag mit blauem Himmel in Vicov. Die Luft riecht nach frischem Gemüse und Herbst. Von den Hügeln sieht man auf der anderen Seite der Hauptstrasse die Posten der Grenzpolizei.

tageswoche.ch/+clxf6

×

ANZEIGE

MEIN LETZTER WILLE

Den Grossteil meines Vermögens vermache ich meinen Kindern. Den Rest schenke ich allen anderen Menschen. Deshalb bestelle ich den Testamentratgeber der Krebsliga beider Basel.

Vorname _____ Name _____

Strasse _____ PLZ _____ Ort _____

Datum _____ Unterschrift _____



Bitte Coupon einsenden an:
 Krebsliga beider Basel | Mittlere Strasse 35 | 4056 Basel
 Telefon 061 319 99 88 | Fax 061 319 99 89
 www.klbb.ch | info@klbb.ch | Spendenkonto: PC 40-28150-6

 **krebsliga beider basel**
beraten – unterstützen – informieren



Vor dem Länderspiel Österreich gegen die Schweiz vom kommenden Dienstag spricht FCB-Stürmer Marc Janko über die spezielle Note dieser Begegnung.

«Wir leben den Mythos der elf Freunde»

von Christoph Kieslich

Herr Janko, wir staunen: Österreichs Nationalmannschaft rangiert auf Platz 10 der Fifa-Weltrangliste, so weit vorne wie noch nie. Was ist denn da passiert?

Für mich ist das nur eine Momentaufnahme – eine, die sich alle vier Wochen ändert, und das ohne ersichtlichen Grund. Aber wir nehmen das gerne mit, das schmeichelt uns, und gleichzeitig wissen wir, dass in diesem Ranking viele gute Mannschaften hinter uns liegen.

Es ist kommenden Dienstag zwar nur ein Freundschafts-Länderspiel, trotzdem hat das Duell Österreich gegen die Schweiz im Fussball einen besonderen Reiz. Wie sehen Sie das?

Weil wir Nachbarn sind, ist es immer eine besondere Konstellation. Die Schweiz hat in den letzten Jahren immer die Nase vorne gehabt im direkten Vergleich. Jetzt ist die Ausgangslage ausgeglichen, oder sagen wir: nahezu ausgeglichen. Deshalb rechnen wir uns Chancen aus, dieses Spiel zu gewinnen.

«Die Ausgangslage ist nahezu ausgeglichen, deshalb rechnen wir uns Chancen aus.»

Die Begegnung erhält ihre spezielle Note auch dadurch, dass Marcel Koller als Schweizer der Teamchef ist, unter dem die österreichische Nationalmannschaft einen fast unglaublichen Aufschwung genommen hat. Liegt das

allein an ihm oder sehen Sie noch andere Gründe?

Marcel Koller ist natürlich eine der Hauptfiguren. Aber auch Willi Ruttensteiner spielt eine wichtige Rolle, der seit etlichen Jahren als Sportdirektor des ÖFB (Österreichischer Fussball-Bund) die Geschicke leitet und die Strukturen initialisiert hat. Das greift jetzt alles. Dazu kommt unser Präsident Leo Windtner, der das alles mit auf die Schiene gebracht hat. Diese zwei werden, leider, viel zu wenig genannt, wenn es um die Analyse des Erfolgs geht. Diese drei Personen haben den grössten Anteil daran – und natürlich die Mannschaft.

Im Vorfeld der Euro 2008, die Österreich zusammen mit der Schweiz ausgerichtet hat, stellte man in Ihrem Land fest: Hoppla, die Schweizer sind seit 1995 viel weiter mit ihrem Nachwuchskonzept. Daraus wurde mit zehn Jahren Verspätung die «Challenge 2008», auch «der österreichische Weg» genannt. Hat das den aktuellen Höhenflug erst möglich gemacht, oder erleben wir einfach eine goldene Generation?

Ich habe zu wenig Einblick in die Nachwuchsarbeit, um das beurteilen zu können. Ich hoffe einfach, dass diese EM-Qualifikation der Startschuss für ein besseres Fussballzeitalter ist. Aber es liegt auf der Hand, dass die aktuelle Spielergeneration eine sehr gute ist.

Ist es wichtig für das Fortkommen dieser Mannschaft, dass man sich in Österreich von der Generation «Córdoba» löst und 37 Jahre nach dem Sieg an der WM gegen Weltmeister Deutschland ein neues Highlight gesetzt wird? Damit die Vergleiche in

die Mottenkiste der Geschichte gepackt werden können?

Es würde guttun. Zumal ich den ganzen Hype um «Córdoba» nicht wirklich nachvollziehen kann. Österreich war damals im Endeffekt bereits ausgeschieden und hat einfach nur Deutschland mit nach Hause genommen. Sich darüber so lange zu freuen, finde ich eigentlich peinlich. Aber so ist die österreichische Seele: Ab und zu freut sie sich über solche kleinen Erfolge dermassen, weil es anscheinend ansonsten wenig zu feiern gibt. Ich hoffe, dass die aktuelle Spielergeneration bei der Euro 2016 allen Grund zum Feiern bietet, und wir den Österreichern etwas geben können, worauf sie dann auch jahrelang stolz sein können.

«Als Kapitän einer Mannschaft ist man eher das Ziel, wenn es nicht so gut läuft.»

Was ist denn das Besondere an dieser Mannschaft, im Inneren und fussball-spezifisch?

Da ist in den vergangenen Jahren eine richtige Einheit zusammengewachsen, bei der jeder weiss, was er vom anderen erwarten kann, sowohl auf dem Platz wie auch daneben. Jeder respektiert und akzeptiert den anderen, und der Mythos der elf Freunde wird bei uns wirklich gelebt. Wir haben ein sehr gutes Verhältnis zueinander und jeder kommt wahnsinnig gerne zur Nationalmannschaft. Insofern ist das eine homogene Einheit, was man auch auf dem Platz erkennen kann.



Marc Janko, 32 Jahre, stammt aus Wien. Er hat als Profi für Twente Enschede, den FC Porto, Trabzonspor und den Sydney FC gespielt, ehe er im Sommer 2015 zum FC Basel wechselte. Für das Nationalteam von Österreich hat er 50 Spiele absolviert und 25 Treffer erzielt.

Marc Janko: «Ich hoffe, dass wir den Österreichern etwas geben können, worauf sie jahrelang stolz sind.»

FOTO: IMAGO

Gerne zum Nationalteam zu kommen – das war bei Ihnen auch schon mal anders. 2008 etwa wurden Sie kurz vor der Europameisterschaft aus dem Aufgebot gestrichen.

Ja, ich habe auch schon unangenehmere Zeiten erlebt. Ich war auch einmal Kapitän dieser Mannschaft, und dann ist man eher das Ziel der Leute, wenn es nicht so gut läuft. Aber das ist Schnee von gestern, und darüber will ich mich auch gar nicht beklagen. Es ist einfach eine Analyse.

Wie erleben Sie eigentlich Verteidiger Aleksandar Dragovic in der Nationalmannschaft. Macht er da auch so viel

Quatsch wie in seiner Zeit als Spieler des FC Basel?

(lacht). Er ist ein bisschen reifer geworden. Die Sachen, die er damals gemacht hat, waren sicher auch der Unbekümmertheit und der Jugend geschuldet, und er weiss selber, dass nicht alles gut war, dazu steht er auch. Aber er hat eine Entwicklung durchgemacht, auch noch einmal, seit er vom FC Basel weggegangen ist. Bei ihm zeigt die Formkurve stetig nach oben und sein Potenzial ist – ähnlich wie bei Breel Embolo – riesig.

Die Schweiz, mit Österreich in Topf 2 gesetzt, kommt nicht als Vorrundengegner infrage. Haben Sie

Wunschgegner, wenn am 12. Dezember die EM-Gruppen ausgelost werden?

Ich nehme jeden Gegner, wie er kommt. Und was darf man dann vom 10. Juni an von Österreich in Frankreich erwarten?

Wir sind in erster Linie einmal froh, dass wir es zum ersten Mal geschafft haben, Österreich sportlich für eine Endrunde zu qualifizieren. Bis zum Anpfiff der EM wollen wir alles aufsaugen, was passiert, und uns dann in der Gruppenphase so gut wie möglich verkaufen. Alles andere werden wir dann sehen.
tageswoche.ch/+cvgci

×

Bitch Queens, Bored & Beautiful und Arf – sie alle sind schon durch das Land der aufgehenden Sonne getourt.

Basler Bands: Gig in Japan

Online



Serafyn gewinnen den Basler Pop-Preis 2015 – der Bericht von der Preisverleihung. tageswoche.ch/+zpxuh

Melchior Quitt (r.) von den Bitch Queens: «Japantour bringt Aufmerksamkeit daheim.»



von Marc Krebs

Die Erinnerungen sind noch fast so frisch wie der Lidstrich unter ihren Augen: Die Bitch Queens sind von ihrer ersten Japan-Tour zurückgekehrt. Im Oktober spielten sie in Kobe, Osaka und natürlich auch in Tokio. Zehn Konzerte in zehn Locations innert zehn Tagen. «Es war eine intensive Zeit», sagt Sänger Melchior Quitt, «fast zu dicht, was die Anzahl Konzerte anging.» Spass gemacht hat es allemal, wie man dem Tourblog der Basler Glampunkband entnehmen kann. Da mögen sie es verschmerzen das sie beim Basler Pop-Preis trotz Nomination leer ausgingen.

Gig in Japan? Das mag exotisch erscheinen, steht dieses Land doch nicht zuobest auf der Wunschlandkarte westlicher Bands. In der Regel verschlägt es Schweizer Musiker erst in solch ferne Gefilde, nachdem sich eine Nachfrage ergeben hat. So wie bei Lee Everton, dem Zürcher Reggae-Sänger. Sein erstes Album «Inner Circle» verkaufte sich in Japan – auch zur Überraschung seiner Plattenfirma! – mehrere Tausend Mal. Also nutzte er den Schwung aus und ging auf Tour – natürlich mit seiner Basler Bakingband, den Scruicalists.

Faszination fürs Fremde

Dass die Bitch Queens, die von Spanien bis England schon viele Teile Europas gerockt haben, ihre ersten ausserkontinentalen Auftritte in Japan gegeben haben, ist nicht auf einen Hit zurückzuführen. Sondern vor allem auf den Kontakt zum Basler Musiker und Lichttechniker Jens Seiler. Dieser kennt die japanische Indieszene wie kein anderer Schweizer – seine Faszination für Japan begeistert, sein Tatendrang hat in den letzten Jahren dazu geführt, dass weitere Basler Musiker in die Clubwelt von Tokio und Co. eintauchten.

Jens Seiler ist Drehpunkt hinter der ungewohnten Häufung an Japan-Tourneen hiesiger Bands.

Seiler hat mit seiner eigenen Punkrock-Combo Bored & Beautiful Konzerterfahrungen gesammelt und als Tourmanager auch die Basler ProgRock-Band Arf nach Japan gebracht. In den letzten fünf Jahren hat er mehr Konzerte in Japan gegeben als in der Schweiz. Er ist Dreh- und Angelpunkt hinter der ungewohnten Häufung an Japan-Tourneen hiesiger Bands.

Wie kam es dazu? 2008 bereiste Seiler erstmals das Land der aufgehenden Sonne als Tourist. 2010 flog er wieder hin, um AC/DC live in Osaka zu erleben. «Auf diesen Reisen habe ich mich in das Land verliebt», sagt er. Seiler beschloss, nach Japan zurückzukehren. Aber diesmal als Musiker.

«Als ich das bei einer Bandprobe erwähnte, lachten die anderen. Sie konnten

es sich nicht vorstellen.» Die Mischung aus Tradition und Moderne aber liess ihn nicht mehr los. Seiler begann, stundenlang im Netz zu recherchieren, fand Infos auf Expat-Seiten über «Live Houses», wie die Konzertlokale in Japan genannt werden.

Rasch war klar, dass er die sprachliche Hürde überwinden musste, um nicht «Lost in Translation» zu sein. «Ich fand einen Dolmetscherdienst im Netz, der für ein paar Dollar meine Fragen übersetzte. So nahm ich via Facebook und E-Mail Kontakt auf mit Veranstaltern und Clubs. Und staunte, wie rasch ich erste Konzertzusagen erhielt», erzählt er.

Unterstützungswürdige Erfahrung

Seiler erfuhr, dass im Clubbereich das «Pay-to-play»-Prinzip gilt, wie es auch in den USA verbreitet ist. Pro Abend treten fünf oder sechs Bands in einem Lokal auf, jede verpflichtet sich, eine Anzahl Tickets zu erwerben, mit dem Ziel, dass sie diese an ihre Fans weiterverkauft und so Leute mitbringt.

Seiler aber genoss einen Exotenbonus: «Der Deal war eigentlich überall derselbe. Wir mussten nicht zahlen, erhielten aber auch keine Gage – und um Reise und Verpflegung kümmerten wir uns selber.»

Ob Osaka, Tokio oder Nagoya: Das Niveau der Shows hat Bored & Beautiful beeindruckt. Die Bands haben 30 Minuten Zeit, um das Publikum zu begeistern und sich von den anderen Gruppen abzuheben. Das sorgt für mehr Energie als in der Schweiz. Und inspirierte Seiler zu einem Clip mit japanischem Flavour: «Never Say That» ist garniert mit Fluchwörtern, die Japaner ausserhalb eines Punkschuppens in Verlegenheit bringen.

Nach der ersten Konzertreise stellte die Basler Band den neuen Song ins Netz und taggte ihn clever mit japanischen Schriftzeichen, sodass er auf der anderen Seite des Globus die Runde machte. Tatsächlich grölten auf den folgenden Tourneen manche Leute den Refrain mit. Mittlerweile kommt der Clip auf stolze 22 000 Views.

Bored & Beautiful finanzierten den Grossteil aus der eigenen Tasche, buchten die Tour unter Erlebnisferien ab. Bei den darauffolgenden zwei Tourneen stellten sie Anträge an den RFV, Basels Popförderinstanz. Dieser lehnte jedoch alle Gesuche um Unterstützung in Sachen Japan-Tourneen ab. Warum ein solcher Effort einer hiesigen Band überhaupt nicht gewürdigt wird, wirft die Frage auf, ob der RFV mal seinen Horizont erweitern sollte.

Nationale Gremien jedenfalls erachten diese Erfahrungen als unterstützungswürdig: So hat die in Zürich ansässige Schweizer Interpretienstiftung Bored & Beautiful einen Zustupf an die Kosten gegeben, bei den Bitches kam sogar noch ein Beitrag von Pro Helvetia hinzu. «Das ist natürlich nicht so Rock'n'Roll, aber wir sind froh über die Stiftungsgelder», sagt Melchior Quitt.

Und auch wenn die Basler Musiker mal vor einem Dutzend, mal vor 100 Leuten gespielt und Japan damit natürlich noch nicht erobert haben: Allein der Werbeeffect entschädigt für die Tourstrapazen. «Wir haben unglaublich viel Presse in der Schweiz und Deutschland erhalten», staunt Quitt. «Die Tournee hat uns paradoxerweise gerade in Europa mehr Aufmerksamkeit gebracht.»

Übrigens: Sowohl Bored & Beautiful als auch Arf und Bitch Queens reisten ohne Tourbus. Einzig mit Gitarren und Kleidern im Gepäck fuhren sie mit Zug und U-Bahn an ihre Konzerte – was verlässlich funktionierte und möglich ist, weil die japanischen Konzertlokale mit kompletten Backlines ausgestattet sind, vom Schlagzeug bis zu den Gitarrenverstärkern. Dass diese weiter aufgedreht werden können – in Japan gibt es keine staatlich verordnete Dezibellimite! –, trug selbstverständlich zur Freude der Basler Rockmusiker bei.

Es ist in Japan einfacher, eine Gitarre flicken zu lassen, als den Weg zum Hotel zu finden.

Beeindruckt haben die Schweizer auch die Ausstattungen der Clubs: «Die Soundanlagen sind verglichen mit Europa in einem hervorragenden Zustand», schwärmt Jens Seiler. Japaner und ihre Liebe zu Geräten, das Klischee erwies sich auch zur Freude der Bitch Queens als wahr: Als eines ihrer eigenen Geräte kaputt ging, war es im Nu repariert. Es ist einfacher, in Japan eine Gitarre flicken zu lassen, als den Weg zum Hotel zu finden.

Eindruck hinterliess die japanische Disziplin, auch bei den Bühnenshows: «Sie üben sehr konzentriert – und legen einen grösseren Wert auf Show als viele Schweizer Bands», sind sich alle Basler einig. Und: Die Undergroundszene ist ausgeprägter. Da kann auf eine laute Noise-Band nahtlos eine fluoreszierende Theaterperformance folgen, sind Irokesenfrisuren noch aufwendiger gestaltet als bei uns.

Der nächste Flug ist gebucht

Big in Japan, das waren die Basler Musiker zumindest aufgrund ihrer Körpergrössen. In manchen Backstage-Räumen mussten sie die Köpfe einziehen. Und nun, werden die Basler Bands zurückkehren?

Arf haben sich aufgelöst. Die Bitch Queens peilen als Nächstes den westlicheren Westen an und würden gerne einen Fuss nach Amerika setzen, wie Melchior Quitt erzählt. Und Jens Seiler? Er hat den nächsten Flug gen Osten gebucht. Während hier in Basel die Fasnacht spielt, wird er in einem Kellerclub auf der Bühne stehen, begleitet von japanischen Musikerkollegen: «Ich bin angekommen.»

tageswoche.ch/+xizzz

Theater



Uralte Fragen, virtuelle Spiele

Zwei junge Menschen lernen sich kennen. Jana sehnt sich nach einem Ausbruch aus ihrer scheinbar behüteten Welt. Kevin hingegen versucht sich den bedrängenden Alltagsproblemen als Handyverkäufer in virtuellen Spielen zu entziehen. «Dating Mr. Bad Guy» ist eine szenische Installation für ein junges Publikum, die der uralten Frage «Wer bin ich?» im Zeitalter des Web 2.0 nachgeht und Live Stream, Bilder und szenische Vorgänge miteinander verwebt. ×

Theater Palazzo, Liestal,
11. bis 13. November, 20 Uhr.
•palazzo.ch

Ausstellung

Gebündelte Offspace-Power

Mit der Gruppenausstellung «Σ» bringt der Kaskadenkondensator erstmals zwanzig Basler Kunsträume unter dem Dach der Villa Renata zusammen. Ab 18 Uhr ist Vernissage, um 20 Uhr findet eine Performance des französisch-schweizerischen Tänzers und Choreografen Bastien Hippocrate statt. Es folgen Konzerte, DJ-Sets und eine Aftershowparty in der Schwarzen Erle. ×

Villa Renata, Socinstrasse 16, Vernissage:
Freitag, 13. November, 18 Uhr.
•villa-renata.ch

Was hat Basel mit Dylan zu tun? Und was ist von den beiden Konzerten hier zu erwarten? Ein langjähriger Kenner blickt zurück und erklärt die Gegenwart.

Das Chamäleon zeigt Basel seine neuen Farben

von Martin Schäfer

Bob Dylan kommt nach Basel. Na und, mag der übersättigte Popkonsument sagen, der war doch schon öfter hier, zuletzt grade im Sommer in Lörrach – was ist daran schon Besonderes? Besonders ist zunächst einmal der Rahmen – gleich zwei Abende nacheinander im Musical Theater, im Fachjargon also eine sogenannte «residency» in relativ intimem Rahmen. Das war offenbar sein ausdrücklicher Wunsch – und das hat es bei Dylan (in der Schweiz) noch nie gegeben.

Dass er damit definitiv ins Hochpreissegment für zahlungskräftige Althippies wechselt, die einstige «Gegenkultur» also zum gediegenen Entertainment macht, mögen manche bedauern, aber hey, «Things Have Changed», so heisst schliesslich sein Anfangssong seit einigen Jahren, das gehört doch zur Realität. Doch dass Dylan unter diesen geänderten Vorzeichen ausgerechnet (wieder) nach Basel kommt, wo er einst in den Achtzigerjahren seine ersten drei Schweizer Konzerte absolvierte, das hingegen ist ein schon fast symbolträchtiger Zufall.

Sternstunde und Zumutung

«Der Ort, an dem ich leben will, wenn ich nicht in einem Dylan-Lied leben kann» – so ist Basel kürzlich im Literaturmagazin «Das Narr» gefeiert worden. Aber was hat Basel mit Dylan zu tun? Dass sein erstes Schweizer Konzert im Juli 1981 in der St. Jakobshalle und nicht im grösseren Zürcher Hallenstadion stattfand, hatte einen banalen Grund: «Die Halle in Zürich war besetzt», erinnert sich André Béchir, damals Chef von Good News und mit seiner neuen Firma ABC Production jetzt Veranstalter im Musical Theater. Diesmal wäre in der Schweiz nur noch das KKL in Luzern infrage gekommen, doch das war nicht verfügbar, also wieder Glück für Basel.

Dass Dylan anno 1981 immer noch als kommerzielles Risiko galt, nach seiner damals neuesten Wende zu einem mitunter peinlich missionarischen Christentum, das lässt sich also nicht bestätigen. Trotz-

dem, Dylans erster Auftritt in der Schweiz war atmosphärisch aufgeladen: Das «opening set» der vier Gospel-Sängerinnen wurde von Buhrufen gestört – und das Repertoire war noch geprägt von Dylans eigenen frommen Songs, auch wenn «Like a Rolling Stone» unterdessen wieder dabei sein durfte. Bei den Fans ist das 1981er-Konzert aber aus einem andern Grund berühmt: weil Brigitte Bardot im Publikum sass – und Dylan ihr eine unidentifizierbare Instrumentalnummer widmete.

Warum Dylan gleich für die ersten drei Schweizer Konzerte nach Basel kam, bleibt ein Rätsel.

Warum Dylan gleich für die ersten drei Schweizer Konzerte nach Basel kam, bleibt ein Rätsel. Hatte er, wie man munkelte, gar Freunde im nahen Elsass? Klar, die grossen Open Airs fanden damals regelmässig in St. Jakob statt, darum logischerweise – am 2. Juni 1984 – auch jenes mit Dylan, Santana und dem wunderbaren Willy De Ville. Die gut 40 000 Zuhörer waren, verglichen mit den über 50 000 für die Rolling Stones 1982, zwar kein Rekord, doch Veranstalter André Béchir war zufrieden.

Allerdings erlebte man trotz Ex-Stone Mick Taylor an der Gitarre nicht Dylans beste Phase. In Erinnerung geblieben ist allenfalls ein seltener Song als Zugabe, Willie Nelsons «Why Do I Have To Choose» mit Carlos Santana als Gast. War das gar Dylans Antwort auf die Frage, ob er nun christlich oder jüdisch sei? Mir machte er die grösste Freude mit «To Ramona» – weil ich exakt nach diesem Lied gerufen hatte. Purer Zufall, vermutlich!

Spannender, aber viel umstrittener, war dann Dylans drittes Basler Konzert im September 1987: Diesmal nicht wegen der Band, das waren immerhin die Heartbreakers von Tom Petty, die auch das

grundsolide Vorprogramm lieferten. Nein, das Problem für viele war Dylan selber, der einmal mehr sein Format radikal geändert hatte: zu einem kompromisslosen «Menu surprise», in das er ausser einem kaum erkennbaren «Like a Rolling Stone» fast nur unvertraute Songs mischte – darunter solche, die er noch nie oder kaum je live gesungen hatte wie «The Ballad of Frankie Lee & Judas Priest».

Sternstunde für die einen, Zumutung für die andern, zumal bei einem Soundbrei, wie er in der St. Jakobshalle leider nicht selten war. «Comme une bière qui coule», titelte tags darauf eine welsche Zeitung – wohl auch eine Anspielung darauf, dass Dylan auf der Bühne schwankte wie ein chassidischer Bräutigam, während sich die Heartbreakers alle Mühe gaben, den eben angestimmten Song oder wenigstens die richtige Tonart zu erkennen. Wie auch immer: Es sollten viele Jahre vergehen, bis Dylan wieder nach Basel kam. Und dann war er wieder ein ganz anderer, eigentlich rehabilitiert dank einem grandiosen Spätwerk (von «Time Out of Mind» bis «Modern Times») und seiner epischen «Never Ending Tour».

Unbestritten ein Grand Old Man unterdessen, aber o weh, es war (2009) nochmals in der St. Jakobshalle, wo ausser Leonard Cohen noch kaum jemand eine anständige Tonqualität hingekriegt hat. Wieder musste man den Umstehenden erklären, welchen Song Dylan gerade sang – «Masters of War» und «John Brown» am selben Abend, wer hats im Lärm gemerkt?

Und bei «Blowin' in the Wind» fiedelte Donnie Herron sichtlich wacker, nur zu hören war davon nichts – von den Feinheiten des Gesangs, der bei Dylan so wichtigen Diktion und Phrasierung noch weniger. Mindestens das wird im Musical Theater mit seiner exzellenten Akustik ganz anders sein.

Vor allem weil Dylan, übrigens mit derselben erstklassigen Band wie vor sechs Jahren, Gott sei Dank die Lautstärke auf ein vernünftiges Mass reduziert – und sein Repertoire nochmals radikal erneuert hat. Eine wichtige Rolle spielt dabei ein zuerst

kaum beachtetes Lied aus «Tempest» (2011), eine Art resigniertes Rezitativ, «Long and Wasted Years», das unterdessen in der Dramaturgie des Abends zum geheimen Höhepunkt geworden ist.

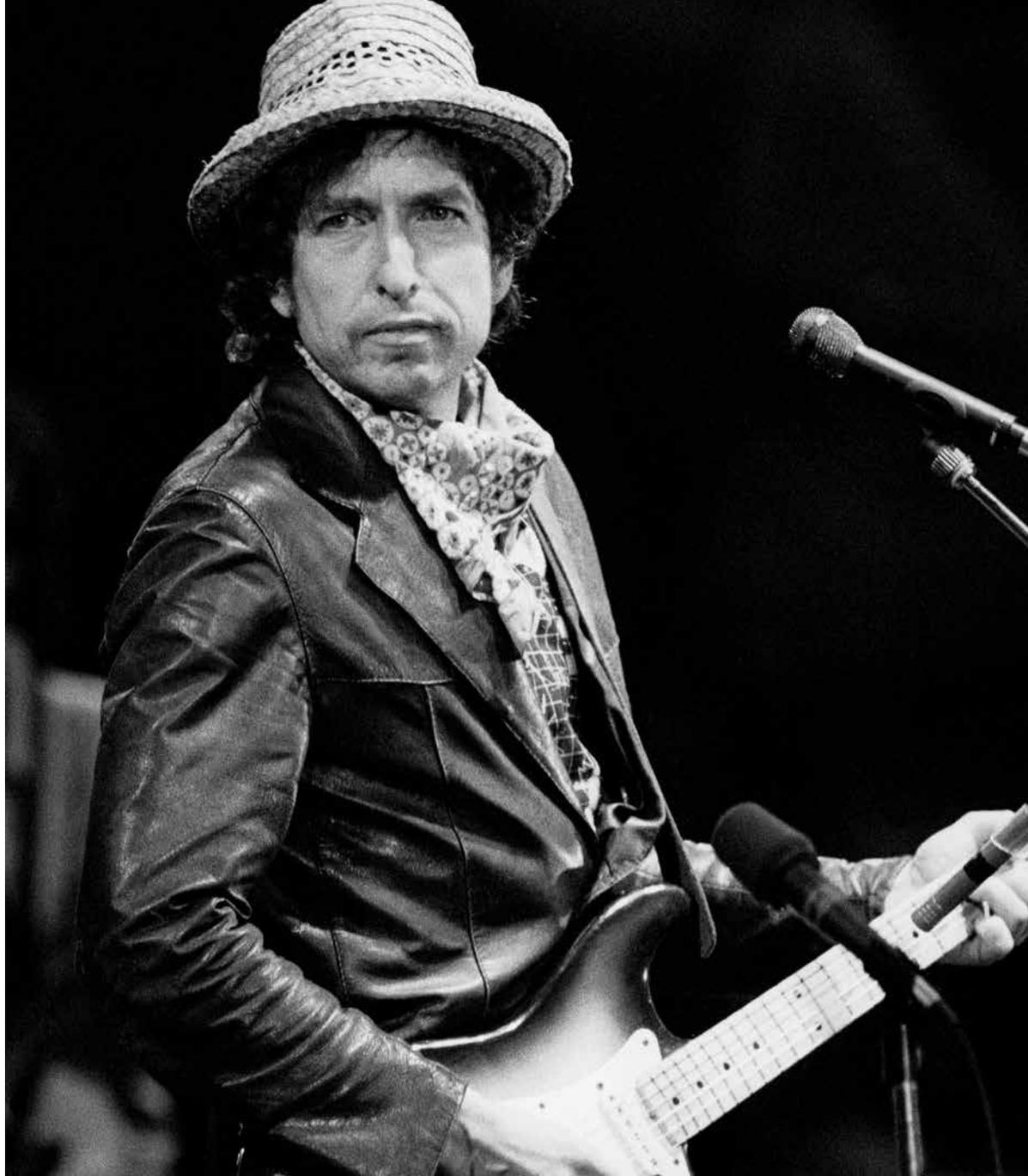
Und zwar exakt anstelle von «Like a Rolling Stone», dem Jahrhundertsong, mit dem Dylan einst effektiv «The Cutting Edge» markierte, die Speerspitze der Rock-Geschichte, wie sie die neueste Ausgabe der «Bootleg Series» in Erinnerung ruft.

Stattdessen intoniert er in seinen aktuellen Konzerten ausgerechnet einen absichtsvollen Abgesang auf all die «langen und verschwendeten Jahre» – wie ist das zu verstehen? Etwa gar ähnlich wie seine unerwartete Hommage an Frank Sinatra auf «Shadows in the Night»? Nämlich als tätige Reue, eine explizite Entschuldigung für alles, was dieser arrogante Querkopf im Lauf der letzten 50 Jahre angerichtet hat? «If I hurt your feelings, I apologize» – es ist zwar nicht das erste Mal, dass Dylan um Vergebung bittet für seine Sünden, aber dass er gerade diesen Text so prominent platziert, kann kein Zufall sein. Was will er uns damit sagen? Vielleicht genau das, was er schon seit über 50 Jahren nicht müde wird zu betonen: «It Ain't Me Babe», ich bin nicht der Messias, zu dem ihr mich immer wieder machen wollt, ich bin nur ein Sänger in einer grossen Tradition, die viel weiter zurückgeht.

Das «Great Jewish Songbook»

Seit Anfang Oktober ist unser Lieblings-Chamäleon wieder in Europa, und wie immer war man gespannt, welche neuen Farben es zeigen würde. Menu surprise war ja lange Zeit das Einzige, worauf man sich verlassen konnte, aber das ist vorbei, die Songliste praktisch jeden Abend dieselbe. Doch keine Angst, die bei so vielen alten Helden unvermeidlichen Greatest Hits sind weniger angesagt denn je. Wo Dylan schon letzten Sommer gern zwei oder drei Nummern aus dem «Great American Songbook» eingestreut hat, sind es jetzt gleich sechs oder sieben: Der «grösste lebende amerikanische Songschreiber» («Rolling Stone») erlaubt sich, gut ein Drittel des Konzerts ein paar verehrten Vorbildern zu widmen, und zwar nicht Woody Guthrie oder Hank Williams, wie wir das erwartet hätten, sondern Irving Berlin, Richard Rodgers oder Harold Arlen.

Fällt etwas auf? Richtig: Dieses «Great American Songbook» könnte fast «Great Jewish Songbook» heissen – so unmissverständlich stellt sich Dylan in die grosse Tradition der zumeist jüdischen Songhandwerker der New Yorker «Tin Pan Alley», der er doch – zusammen mit den Beatles – scheinbar endgültig den Garaus gemacht hat. Mit Songs wie Berlins «What'll I Do?», «Melancholy Mood» oder «All or Nothing at All» hätte man mich vor 50 Jahren locker in die Flucht geschlagen – war denn nicht «Like a Rolling Stone» das pure Gegenteil davon? Jetzt stellt der Mann frecherweise auch noch die letzten Gewissheiten der Rock-Generation infrage!



1984 im Joggeli: Gut sah er aus, gross in Erinnerung blieb der Gig aber nicht. FOTO: KEYSTONE

Dylans Stimme hat bekanntlich schon immer polarisiert: für die einen «die menschlichste aller Stimmen», wie es Günter Amendt mal so schön formulierte – für die andern «wie ein Hund, der sich mit einem Fuss in Stacheldraht verfangen hat». «Die Kritiker sagen, ich könne nicht singen. Ich krächze. Klinge wie ein Frosch. Warum sagen sie nicht das Gleiche von Tom Waits?», hat Dylan kürzlich gefragt. Seine wahre Kunst, wie die aller wirklich grossen Sänger, ist die des Phrasierens, das hat sogar noch Frank Sinatra erkannt, der Dylan an seinem 80. Geburtstag auftreten liess.

Eine neue Herausforderung

Jetzt aber, Überraschung: Die «neuen», das heisst uralten Songs aus dem «Great American Songbook», interpretiert Dylan so zart und sorgfältig, wie es ihm manche nie zugetraut hätten. Mit 74 Jahren hat er also nochmals eine unerwartete Herausforderung für sich entdeckt, er will beweisen, dass er einem Repertoire gewachsen ist, mit dem sich bis dato lauter Belcanto-Stimmen

profiliert haben. Und da bin ich, ehrlich gesagt, etwas hin- und hergerissen. Natürlich würde ich immer noch lieber «To Ramona» hören, «Simple Twist of Fate», «Trying to Get to Heaven», «Forgetful Heart» – sicher nicht seine Greatest Hits, dafür ein paar der überirdisch schönen Lieder, wie er sie zu schreiben imstande ist.

Aber werde ich damit nicht auch zu einem der Betonköpfe, die diesem kompromisslosen Künstler vorschreiben möchten, was er zu singen hat, statt unbeirrt seine eigene Vision zu verfolgen? Vielleicht hatte mein Freund Günter Amendt recht, der mir zu sagen pflegte: «Ist doch egal, was er singt – was zählt, ist nur, wie er es singt.»

tageswoche.ch/+z3ppc

×

Bob Dylan live: 13./14. November 2015, Musical Theater Basel.
Martin Schäfer: «Bob Dylan in Switzerland» in: Eugen Banauch (Hg.): «Refractions of Bob Dylan», Manchester University Press, 2015.

Kinoprogramm

Basel und Region 13. bis 19. November

ANZEIGEN

„Sie sind jung und haben genug: 10 Reijisseure lassen die Schweiz untergehen. Das sieht verdammt gut aus.“ (Tribun)

jetzt im kult.kino
ATELIER

La Suisse n'existe plus.

HEIMATLAND

4. Film in
REIZING KILIMENACHER und GASSMANN | LINA BLATTER | ANASTAS FREY | JÜRGEN JÄBERG
CARMEN JÄCKER | LINA MEIER | NIKOLA NÖLLE | LARS RUPP | ANDRÉ SCHWILLER

VERSCHENKEN SIE DIESES BESONDERE ERLEBNIS MIT EINEM GUTSCHEIN (CHF 89.00, Gültigkeit 24 Monate)

EXKLUSIVES EVENT IM CINE DELUXE GAUMEN- UND FILMGENUSS GETRÄNKE A DISCRETION

MOVIE & DINE

DAS ERLEBNIS FÜR ANSPRUCHSVOLLE CINEASTEN

89. CHF
p. P.

LASSEN SIE SICH WÄHREND DES FILMS BEI EINEM EXKLUSIVEM FLYING DINNER KULINARISCH VERWÖHNEN

Der Preis beinhaltet ein mehrgängiges, am Platz serviertes Flying Dinner in unserem exklusiven Ciné Deluxe, Cüpli, Rot- und Weisswein, Bier, Mineral, Kaffee à discretion und Filmbesuch.

PATHE KÜCHLIN pathe.ch/basel CATERING BY: wahl events

BASEL CAPITOL

Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **SPECTRE - 007** [12/10 J]
14.00/17.15/20.30^{E/d/f}
- **SCELLEN-URSLI** [6/4 J]
14.00^{Dialekt}
- **THE MARTIAN** [12/10 J]
17.15/20.30^{E/d/f}

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **WHATEVER COMES NEXT** [12/10 J]
FR/SA/MO-MI: 12.15-SO: 17.00^{E/d}
SO: GESPRÄCH MIT DER REGISSEURIN
- **IRRATIONAL MAN** [14/12 J]
14.00/18.15/20.45
FR/MO-MI: 12.20^{E/d/f}
- **MULTIPLE SCHICKSALE - VOM KAMPF UM DEN EIGENEN KÖRPER** [10/8 J]
12.20^{Dialekt/d/f}
- **THE GLUEBÄLISATION** [12/10 J]
FR/DI: 12.30
FR/SA/MO/DI: 17.15
SA/SO: 11.30^{Ov/d}
- **DÜRRENMATT - EINE LIEBESGESCHICHTE** [10/8 J]
17.00-FR/SO-MI: 13.30^D
- **COCONUT HERO** [12/10 J]
13.45-FR-MO: 21.00^{E/d}
- **SCELLEN-URSLI** [6/4 J]
FR/MO-MI: 14.00/16.15/18.15
SA/SO: 14.45/16.45/18.45^{Dialekt}
- **HEIMATLAND** [14/12 J]
FR/SA/MO-MI: 15.15
FR/SA/MO/DI: 18.30/20.30
SO: 14.45/19.00/21.00
MI: 20.00^{Dialekt/d/f}
- **IXCANUL VOLCANO** [16/14 J]
15.15/18.45^{Sp/d}
- **EL ULTIMO TANGO** [12/10 J]
FR-MO: 15.45/19.15
DI/MI: 16.00-DI: 17.45
MI: 21.00^{Ov/d/f}
- **TRUMAN** [12/10 J]
16.00/20.15^{Sp/d/f}
- **45 YEARS** [16/14 J]
FR-MO: 17.30^{E/d/f}
- **DER STAAT GEGEN FRITZ BAUER** [12/10 J]
20.45^{Ov/f}
- **1001 NOITE - VOL. 1** [16/14 J]
SA: 12.45-SO: 11.00^{Ov/d}
- **MARGUERITE** [12/10 J]
SO: 11.15^{F/d}
- **EL BOTÓN DE NÁCAR** [16/14 J]
SO: 12.45^{Sp/d}
- **FÉLIX ET MEIRA** [10/8 J]
MI: 18.45^{Ov/d/f}
ANSCHL. GESPRÄCH MIT ISABELLE NEULINGER (AUTORIN VON «MEINER SOHN BEKOMMT IHR NIE»)

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- **YOUTH** [14/12 J]
FR/SA/MO-MI: 15.45
SA/MO-MI: 20.30
SO: 11.15/19.15
DI: 15.30/18.15^{E/d/f}
- **MY SKINNY SISTER** [6/4 J]
FR/SA/MO-MI: 16.00/20.45
SO: 15.15/19.00^{Schwed/d}
- **DHEPAN** [14/12 J]
FR/SA/MO-MI: 18.15-SO: 17.00 DI: 18.00^{Ov/d/f}
- **TOKYO FAMILY** [16/14 J]
FR: 18.30^{Ov/d}
EINFÜHRUNG VON DR. MELITTA BREZNIK
- **IMAGINE WAKING UP TOMORROW AND ALL MUSIC HAS DISAPPEARED** [10/8 J]
SA-MO-MI: 19.00-SO: 17.15^{E/d/f}
- **7 BRÜDER** [12/10 J]
SO: 11.00^D
EINFÜHRUNG VON DR. MARGIT BRÄNDLE
- **HEIDI** [12/10 J]
SO: 15.00^{Dialekt}
- **VATERS GARTEN - DIE LIEBE MEINER ELTERN** [12/10 J]
DI: 20.15^{Dialekt}
EINFÜHRUNG VON DR. ALFRED SCHLIENGER

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **LITTLE COSMONAUT** [12/10 J]
FR: 21.00^{Ov/e}
- **FEROX - FALSCHUR FUGL** [12/10 J]
FR: 21.01^{Ov/e}

PATHÉ KÜCHLIN

Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **IRRATIONAL MAN** [14/12 J]
12.45-FR/SO-MI: 15.40
FR/SA/MO-MI: 17.45
SA/SO: 10.30-SA-MO/MI: 20.00^D
FR/DI: 20.00-SA: 15.40
SO: 17.45^{E/d/f}
- **PARANORMAL ACTIVITY: GHOST DIMENSION - 3D** [16/14 J]
FR/MO/DI: 13.00/15.00/17.00
FR-DI: 19.00/21.00
FR/SA: 23.00-MI: 17.15^D
- **STEVE JOBS** [12/10 J]
FR/MO/DI: 13.00
FR/SO/DI: 20.30
SA/MO/MI: 18.00^D
15.30-FR/SO/DI: 18.00
FR/SA: 23.00-SA/SO: 10.30
- **BLACK MASS** [16/14 J]
13.10-FR/SA: 0.00
SA/SO: 10.30^D
- **FACK JU GÖHTE 2** [12/10 J]
13.15/15.45/20.45
SA: 10.40/23.15^D
- **THE LAST WITCH HUNTER** [14/12 J]
18.10/20.30
FR/MO/DI: 13.30/15.50
FR/SA: 22.10^D
- **SPECTRE - 007** [12/10 J]
FR/SO-DI: 14.00
FR/SO/DI: 20.00-SA/SO: 11.00
SA/MI: 17.00-SA: 23.00^D
15.00/18.00/21.00
FR/SO/DI: 17.00-FR/SA: 22.45
FR: 23.00
SA/MI: 14.00/20.00^{E/d/f}
- **DER MARSIANER - RETTET MARK WATNEY - 3D** [12/10 J]
FR/MO/DI: 14.00
FR/SO/DI: 20.00
SA/MO/MI: 17.00-SA: 22.50^{E/d/f}
FR/SO/DI: 17.00-FR: 22.50
SA/MO/MI: 20.00^D
- **ER IST WIEDER DA** [12/10 J]
18.15-FR: 23.15-SO: 10.40^D
- **SCELLEN-URSLI** [6/4 J]
SA/SO: 10.20/12.30/14.40/
16.50-MI: 12.45/15.00^{Dialekt}
- **HOTEL TRANSILVANIAN 2 - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 10.45
SA/SO/MI: 13.00/15.00^D
- **ALLES STEHT KOPF - 3D** [6/4 J]
SA/SO: 11.15
SA/SO/MI: 13.30/15.50^D
- **DER LETZTE WOLF - 3D** [10/8 J]
SA/SO/MI: 13.00^D

PATHÉ PLAZA

Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **SPECTRE - 007** [12/10 J]
FR/SO-DI: 14.30
FR/SO/DI: 20.30-SA/SO: 11.30
SA/MI: 17.30-SA: 23.30^{E/d/f}
FR/SO-DI: 17.30-FR: 23.30
SA/MI: 14.30-SA/MO/MI: 20.30^D

REX

Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **SPECTRE - 007** [12/10 J]
13.45/17.00/20.15^D
15.00/19.15-FR/SA: 22.45^{E/d/f}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **MEDEA** [12/10 J]
FR: 16.15^{V/e/d}
- **LOLA** [16/14 J]
FR: 18.30^D
- **TEOREMA** [16/14 J]
FR: 21.00-MO: 18.30^{V/e/d}
- **AMOUR FOU** [16/16 J]
SA: 15.15^D
- **MAMMA ROMA** [16/14 J]
SA: 17.30^{V/d/f}

- **POINT BLANK** [16/14 J]
SA: 20.00^{E/d}
- **IL FIORE DELLE MILLE E UNA NOTTE** [16/14 J]
SA: 22.00^{Ov/d/f}
- **IL VANDELLO SECONDO MATTEO** [12/10 J]
SO: 13.00-MI: 21.00^{V/e/d}
- **GENTLEMEN PREFER BLONDES** [16/14 J]
SO: 15.30^{E/d}
- **LES PARAPLUIES DE CHERBOURG** [6 J]
SO: 17.30^{F/d}
- **UCCELLACCI E UCCELLINI** [12/10 J]
SO: 20.00^{V/e/d}
- **PIERROT LE FOU** [16/14 J]
MO: 21.00^{F/d}
- **YELLOW SUBMARINE** [6 J]
MI: 18.30^{E/d}

STUDIO CENTRAL

Gerbergasse 16 kitag.com

- **EVEREST** [12/10 J]
14.15/17.15/20.15^{E/d/f}

FRICK MONTI

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **SCELLEN-URSLI** [6/4 J]
FR/MO: 17.45
SA/SO/MI: 14.00^{Dialekt}
- **SPECTRE - 007** [12/10 J]
FR-MO-MI: 20.15
SA/SO: 16.30-SA: 23.15^D

LIESTAL ORIS

Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **SPECTRE - 007** [12/10 J]
17.00/20.15-SO: 14.00^D
- **HOTEL TRANSILVANIAN 2 - 3D** [6/4 J]
SA: 14.30^D
- **HOTEL TRANSILVANIAN 2** [6/4 J]
MI: 14.30^D
- **MULTIPLE SCHICKSALE - VOM KAMPF UM DEN EIGENEN KÖRPER** [10/8 J]
SO: 11.00^{Dialekt/d}

SPUTNIK

Poststr. 2 palazzo.ch

- **SCELLEN-URSLI** [6/4 J]
FR: 15.45-SO: 13.00/15.30
MO: 18.00-MI: 15.00^{Dialekt}
- **WOLF TOTEM** [10/8 J]
FR-SO: 18.00^{Chin/d}
- **HEIMATLAND** [14/12 J]
20.15^{Dialekt/d}
- **DÜRRENMATT - EINE LIEBESGESCHICHTE** [10/8 J]
SO: 11.00^{Dialekt}
- **LAMB** [10/8 J]
DI: 12.15^{Amharisch/d/f}
- **EL ULTIMO TANGO** [12/10 J]
DI/MI: 18.00^{Sp/d}

SISSACH PALACE

Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **EVEREST** [12/10 J]
FR/SA: 18.00^D
- **SPECTRE - 007** [12/10 J]
20.30^D
- **SCELLEN-URSLI** [6/4 J]
SA/SO/MI: 14.00^{Dialekt}
- **ALLES STEHT KOPF** [6/4 J]
SA/SO/MI: 16.00^D
- **DIE ZUKUNFT PFLANZEN** [12/10 J]
SO: 10.30^{Ov/d}
PRO NATURA BL LÄDT EIN MIT ANSCHLIESSENDEM BIO-APÉRO
- **YOUTH** [14/12 J]
SO-MI: 18.00^{E/d/f}



IN DIESER WOCHEN: KAISERDÄMMERUNG.



Impressum

TagesWoche
5. Jahrgang, Nr. 46;
verbreitete Auflage:
36 750 Exemplare (prov. Wemf-
beglaubigt, weitere Infos:
tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
täglich online und jeweils am
Freitag als Wochenzeitung.

**Chefredaktion/
Geschäftsleitung**
Andreas Schwald (ad interim)
Digitalstrategie
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Leiterin Redaktion),
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Renato Beck,
Tino Bruni (Produzent),
Yen Duong,

Naomi Gregoris,
Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Christoph Kieslich,
Marc Krebs, Felix Michel,
Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis,
Sebastian Wirz (Praktikant)
Redaktionsassistentz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Petra Geissmann,
Daniel Holliger

Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Verlag und Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Anzeigenverkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

**Unterstützen Sie unsere Arbeit
mit einem Jahresbeitrag**
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel



Wer hat den schönsten Po? Die verkommene Elite delectiert sich an der Hilflosigkeit der Untertanen.

Kultwerk #206

Das Stadtkino zeigt zum 40. Todestag von Pier Paolo Pasolini eine Retrospektive – auch «Salò oder die 120 Tage von Sodom».

Die Perversion der Mächtigen

von Andreas Schneitter

Manche Filme, die vor Jahrzehnten für Skandale sorgten, Zensur provozierten und Debatten anstifteten, verlieren mit der Zeit an Brisanz. Pier Paolo Pasolinis «Salò oder die 120 Tage von Sodom» gehört nicht dazu.

Nicht, weil das Empörungspotenzial bezüglich der Darstellung von Gewalt im Kino noch dasselbe wäre wie vor 40 Jahren, als Pasolinis letzter Film in einem Pariser Kino erstmals gezeigt wurde (und danach für Jahre auf der schwarzen Liste landete). Subgenres wie Splatter, Slasher und Torture-Porn haben, primär über den DVD-Markt, Formen der Schlachtereie erreicht, die Pasolinis kammerenspielartige Inszenierung bedächtig erscheinen lassen.

«Salò» entkoppelt Gewalt von jeglicher Moral und entlarvt sie als Stimulans der Macht. Ekel erregen nicht die versklavten Jünglinge, die Kot fressen müssen, nicht die abgeschnittenen Zungen und rohen Vergewaltigungsszenen. Pasolinis Horror besteht in der politischen Struktur der Gesellschaft: ein Bildungsbürgertum, das keinen anderen Zweck seiner Macht mehr kennt als die totale Ausschweifung.

Der Zweititel «Die 120 Tage von Sodom» verweist auf das gleichnamige Fragment von de Sade, dessen Unterdrückungsfantasiën Pasolini als Orientierung dienten. Aber «Salò» hat eine historische Entsprechung – Mussolinis Marionettenrepublik, die dem Diktator nach dem Einmarsch der Alliierten in Süditalien während der letzten

Jahre des Zweiten Weltkriegs noch blieb. De facto von den deutschen Nationalsozialisten beherrscht, war die «Republik» ein Willkürstaat, in dem die alte faschistische Elite für kurze Zeit der totalen Macht frönte, bevor die Achsenmächte vollends zusammenbrachen.

Pasolinis verstörende Bilder nähren sich aus jener Untergangserwartung: Die alte Führungsschicht, repräsentiert durch Klerus und Bürgertum, reisst jede noch bestehende Verbindung zu ihren Mitmenschen nieder, indem sie diese zur Ware, zu Gebrauchsgegenständen degradiert und am Ende ihrer Nutzbarkeit in einem barbarischen Akt der Wollust zu Tode foltert.

Erbärmliche Herrschaftsrituale

«Salò» wurde schon von zeitgenössischen Kritikern als Parabel auf die Todesherrschaft in den Konzentrationslagern verstanden. Die Allgegenwart abendländischer Kultur – Poesie von Baudelaire und Benn, Musik von Chopin und Beethoven, architektonische Symbiosen aus Jugendstil und Bauhaus – ist jedoch ein deutlicher Hinweis, dass Pasolini nicht alleine den historischen Faschismus kommentierte.

Die Kälte der erbärmlichen, quasi-staatlichen Herrschaftsrituale, die Reduzierung männlicher Sexualität auf Gewaltorgien – all diese Verbindungen hat Pasolini erkannt, im Faschismus wie in der Nachkriegszeit, und er versuchte gar nicht erst, sie in einer stilisierenden Bildsprache zu verbergen. Die Perversion der Macht, Pasolini zeigt sie in entsetzlichem Ernst.

tageswoche.ch/+q1vo8 ×

«Pier Paolo Pasolini: Passion-Poesie-Provokation»: Stadtkino Basel, 19., 21. und 23. November.

Wochenendlich in Maruggio

Olivenhaine, so weit das Auge reicht, und menschenleere Strände: In Apulien kann man sich im Herbst wunderbar erholen.

Geisterdorf und Mumiengruft

von Mara Wirthlin

Einfach mal nichts tun – das ist oft leichter gesagt als getan. Nicht so in Maruggio. Das Dorf in Apulien, an der Innenseite des Absatzes des italienischen Stiefels, ist trotz naher Küste und wunderschöner Natur herrlich verschlafen und authentisch italienisch. Im Oktober hat es sich schon in den touristischen Winterschlaf begeben. Für die knapp 5500 Einwohner gibt es eine einzige, sporadisch geöffnete Gelateria. Souvenirs, auch nur simple Postkarten, sucht man im überschaubaren Dorfkern vergeblich.

Nur am Mittwoch, wenn der Markt in der Via Fratelli Bandiera stattfindet, lebt der Ort auf. Sonst schlendert man durch die palmenbewachsene Altstadt und geniesst in der Ilary Bar auf der Piazza San Giovanni Kaffee und Backwaren. Auf diesem Platz gibt es täglich Marktstände mit Gemüse und Obst aus der Region. Drei Kilo der köstlichen Mandarinen kosten gerade mal einen Euro. Man könnte sich hier von Gemüse und Früchten ernähren. Im Herbst gedeihen Auberginen, Peperoni, Granatäpfel und – Oliven, Oliven, Oliven. Die bitteren Steinfrüchte gibt es in fast jedem Laden in geniessbarer, sprich eingemachter Form.

Manche Trulli sind noch bewohnt

Der Strand liegt einige Kilometer entfernt. Es empfiehlt sich, mobil zu sein. Eine zuverlässige Autovermietung gibt es in Maruggio. Etwas schwieriger aufzutreiben, aber nicht minder empfehlenswert, ist ein Fahrrad. Es lohnt sich, die Gegend mit dem Velo zu erkunden. Olivenhaine auf rotbrauner Erde und die für Apulien typischen Trulli prägen die Landschaft – alte, einfache Rundhäuser mit Spitzdach aus gestapelten Steinen. Sie dienen als Unterstände für Hirten, manche auch als Wohnhäuser.

In der Nebensaison empfiehlt sich ein Picknick am Strand. In Campomarino südlich von Maruggio treffen wir auf geschlossene Restaurants und Bars. Im Sommer soll das Dorf eine beliebte Destination sein, hauptsächlich für Touristen aus dem Inland. Viele italienische Auswanderer haben

hier einen Bungalow, in dem sie den Sommer verbringen. Ab Oktober sieht man geschlossene Fensterläden, so weit das Auge reicht. Kaum ein Mensch ist anzutreffen, Campomarino wirkt wie ein Geisterdorf. Dabei lockt das Meer auch im Spätherbst noch mit knapp 20 Grad.

Maruggio ist auch ein guter Ausgangspunkt für Ausflüge in die Region. Am Dienstag etwa zum Markt in Manduria, der nächsten grösseren Ortschaft. Er ist um ein Vielfaches grösser als der Mittwochsmarkt in Maruggio und bietet von Haushaltsgeräten über Unterwäsche bis hin zu Früchten alles Mögliche. Auf den Wühltischen mit Secondhand-Kleidern, die sich gefühlt kilometerlang erstrecken, kann man echte Schnäppchen finden. Sehr unterhaltsam ist der professionelle Eifer, mit dem die einheimischen Frauen die Kleiderberge

Anschauen

Päpstliche Kathedrale von Oria mit der «Cripta delle Mummie»
• oriapromozione.it

Anbeissen

Die Kooperative «Il Noce» in Manduria serviert Köstlichkeiten.
• fattoriailnoce.com

Anstossen

«Fico d'India» hat eine gute Getränkeauswahl und serviert traditionelle Gerichte. Via Umberto I 57, Maruggio

Absteigen

Im «Borgo Surii», nur 15 Velominuten von Strand und Dorf, vermietet ein Paar aus Basel einfache Häuschen.
• borgosurii.ch

durchforsten. Blitzschnell werden die Stoffe durch die Hand gebürstet, mit ernster Miene und ohne, dass noch Zeit für ein Schwätzchen wäre.

Morbide Sehenswürdigkeit

Auch Oria, circa eine Autostunde von Maruggio entfernt ist einen Abstecher wert. Die Altstadt liegt auf einem Hügel und bietet eine etwas morbide Sehenswürdigkeit: In der Kathedrale befindet sich die «Cripta delle Mummie» mit Mumien von Mönchen aus dem 19. Jahrhundert.

In Maruggio, wo der Puls der Zeit sich zu verlangsamen scheint, kann man sich bestens vom ruhigen Dorfleben treiben lassen. Der Ort hat nicht besonders viel zu bieten und damit gerade genug, um sich richtig zu entspannen.

tageswoche.ch/+jwd9w ×

Apulien im Herbst: Plötzlich verlangsamt sich der Puls der Zeit.

FOTO: MARA WIRTHLIN





Die segensreiche «Madonna des Bürgermeisters Meyer» von Hans Holbein d. J.

Zeitmaschine

Eine Leihgabe ans Kunstmuseum Basel brachte Kinder aus dem zerstörten Deutschland in die Schweizer Berge.

Mit Madonna auf Reisen

von Dominique Spirgi

Die Erwähnung der «Darmstädter Madonna» entlockt vielen Baslern noch heute einen wehmütigen Seufzer. Die Rede ist von einem der Hauptwerke der oberrheinischen Renaissance, das Hans Holbein der Jüngere 1525/26 im Auftrag des Basler Bürgermeisters Jakob Meyer zum Hasen geschaffen hat. Überverworrene Wege landete das Werk, das früh berühmt wurde, in Darmstadt, wo die

Madonna ihren Beinamen erhielt. 2011 gelangte es nach dem Verkauf an den Werkzeug-Milliardär Reinhold Würth nach Schwäbisch Hall. Weil es zum Deutschen Kulturgut ernannt wurde, darf es nicht mehr aus dem Land ausgeführt werden.

Die «Madonna des Bürgermeisters Meyer», wie das Werk eigentlich heisst, ist nicht nur ausgesprochen begehrt und wertvoll, sie gilt auch als eine der Mütter

der modernen Kunstgeschichte (Stichwort: Dresdner Holbeinstreit). Und sie hat, wie es sich für eine Schutzmantel-Madonna gehört, Segen verbreitet. Dies mit Hilfe der früheren Besitzer des Gemäldes, Prinz Ludwig von Hessen und bei Rhein und Prinzessin Margaret, sowie der Stadt Basel.

«Holbeinsche Madonna spendet Freude», titelte das «Darmstädter Tagblatt» vor gut 50 Jahren. Die hessischen Fürsten hatten ihre Madonna, die den Zweiten Weltkrieg auf geradezu wundersame Weise überlebt hatte, 1947 quasi zur Erholung dem Kunstmuseum Basel ausgeliehen. Dort blieb sie fast zehn Jahre lang, bis sie wieder nach Deutschland zurückkehren musste. (2006 kehrte sie anlässlich der grossen Basler Holbein-Ausstellung für einen Kurzaufenthalt zurück.)

Viele «Madonnenkinder» fühlten sich der Heiligen zeitlebens verbunden.

Die Prinzessin Margaret und die Stadt Basel einigten sich anstelle einer Leihgebühr auf eine wohlthätige Gegenleistung. So ermöglichte Basel ab 1953 jährlich 20 vom Krieg gezeichneten Kindern aus Darmstadt einen Erholungsaufenthalt in Davos. Die Knaben und Mädchen, die in der berühmten Davoser Luft offenbar rasch wieder zu Kräften kamen, gingen als «Madonnenkinder» in die Geschichte ein.

Die «Madonnenkinder» mussten oder durften auf ihrer Reise nach Davos in Basel einen Zwischenhalt einlegen, wo sie vor die segensreiche Marien-Darstellung geführt wurden. Offensichtlich hatte dies keine abschreckende Wirkung. Wie das «Darmstädter Echo» vor gut zehn Jahren recherchierte, fühlten sich viele der «Madonnenkinder» auch im höheren Alter noch immer sehr mit ihrer Schutzheiligen verbunden.

Diese Erfahrung konnte auch der neue Besitzer des Gemäldes machen: Reinhold Würth lud die Darmstädter «Madonnenkinder» bereits zweimal nach Schwäbisch Hall ein, wo die «Darmstädter Madonna», die jetzt eine schwäbische Madonna ist, in der Johanniterkirche zu bewundern ist.

Wieder unterwegs

Beziehungswise bis vor Kurzem zu bewundern war. Denn im Moment befindet sich die Holbeinsche Madonna wiederum auf Reisen. Diese führten sie zuerst nach Berlin. Im August 2016 wird sie erneut in der Schweiz sein. Allerdings nicht in ihrem Geburtsort Basel, sondern in Zürich. Dort wird sie als zentrale Leihgabe der Ausstellung zur «Kultur der Renaissance» die Ehre haben, den Erweiterungsbau des Landesmuseums einzuweihen.

Dann werden die Baslerinnen und Basler, die in Zürich «ihre» verlorene Madonna besuchen werden, gewissermassen selber zu «Madonnenkindern».

tageswoche.ch/+jljwb

×

**Bewahren Sie diese
Zeitung sorgfältig auf.
Sie ist die einzige
Schlafunterlage
für Sie und Ihre
kleine Schwester.**

**Traurige Realität für Millionen Opfer
von Kinderhandel und Ausbeutung.**



**Jetzt per SMS Fr. 20.– spenden:
tdh 20 an 488.**



Terre des hommes

Kinderhilfe weltweit.

tdh.ch

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

LAUTSPRECHERBOXEN GRATIS ABZUGEBEN

Ältere, grosse, schwere, leicht beschädigte Lautsprecherboxen gratis abzugeben. Immer noch guter Klang, Marke «Wharfedale». Selbst abzuholen (in Basel).

MBK AVENTURE MOUNTAINBIKE

Insgesamt guter Zustand, sofort fahrbereit. Reifen dürften demnächst gewechselt werden. Schaltung und Bremsen funktionstüchtig. Preis Fr. 120.–

4x WINTERPNEU INKL. FELGEN VREDESTEIN 205/55 R16 91H M&S

4x Winterpneu inkl. Felgen (Volvo V60) zu verkaufen aufgrund Fahrzeugwechsel, Preis verhandelbar, Alter ca. 2–3 Jahre

VITRA EAMES PLASTIC CHAIR, RAR

Sitzschale ocean, Gestell chrom, Kufen in Ahorn gelblich. Zustand: sehr gut, keine grossen Kratzer oder Abnützungen. Verkaufspreis: Fr. 250.–

LADENTHEKE EINZELANFERTIGUNG

Schöne Ladentheke aus Modedesigngeschäft. Eiche, 2 Schubladen, 2 grosse Stauräume, neuwertig, keine Gebrauchsspuren, 2 Jahre alt. VP Fr. 2000.–

DENISE BIELLMANN BODY LIFT

Body Lift abzugeben –
Bei Abholung und Demontage in Dornach: gratis
Demontiert: Fr. 100.–

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

BIOMEDIZINISCHE ANALYTIKERIN, 60–100% (HISTOPATHOLOGIE/ZYTOLOGIE)

Zur Ergänzung unseres kleinen Teams suchen wir per 1. Januar 2016 oder nach Vereinbarung eine/n Biomedizinische/n Analytiker/in, 60–100% (Histopathologie/Zytologie)

Ihr Profil: Gute Kenntnisse und Beherrschung der histologischen und wünschenswert auch der zytologischen Arbeitstechniken sind Voraussetzung. Unser Angebot: Es erwartet Sie ein interessantes vielseitiges Aufgabengebiet. Das Institut liegt zentral in Basel und ist sehr gut mit dem ÖV erreichbar (wenige Minuten mit dem Tram oder zu Fuss vom Bahnhof SBB).